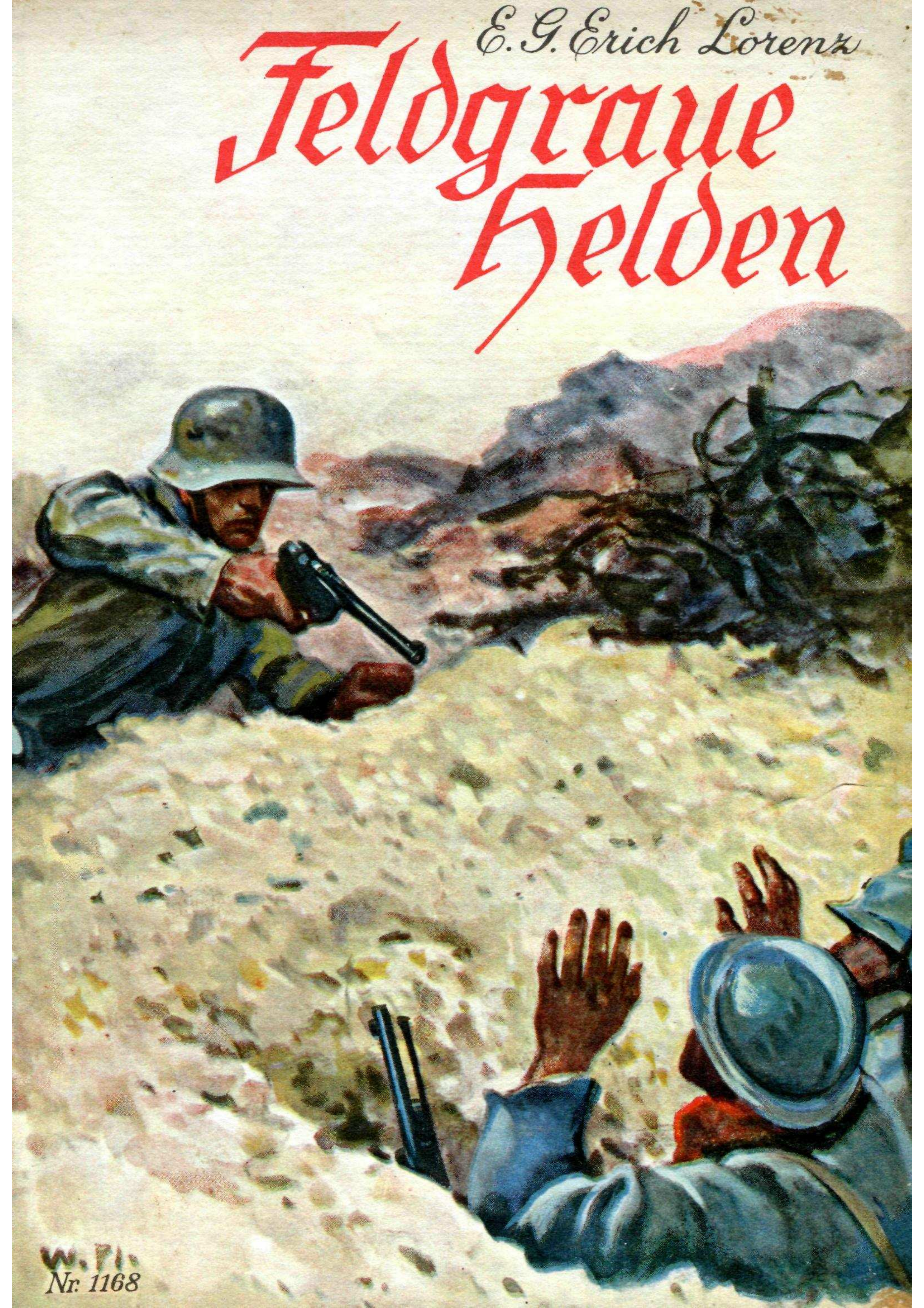
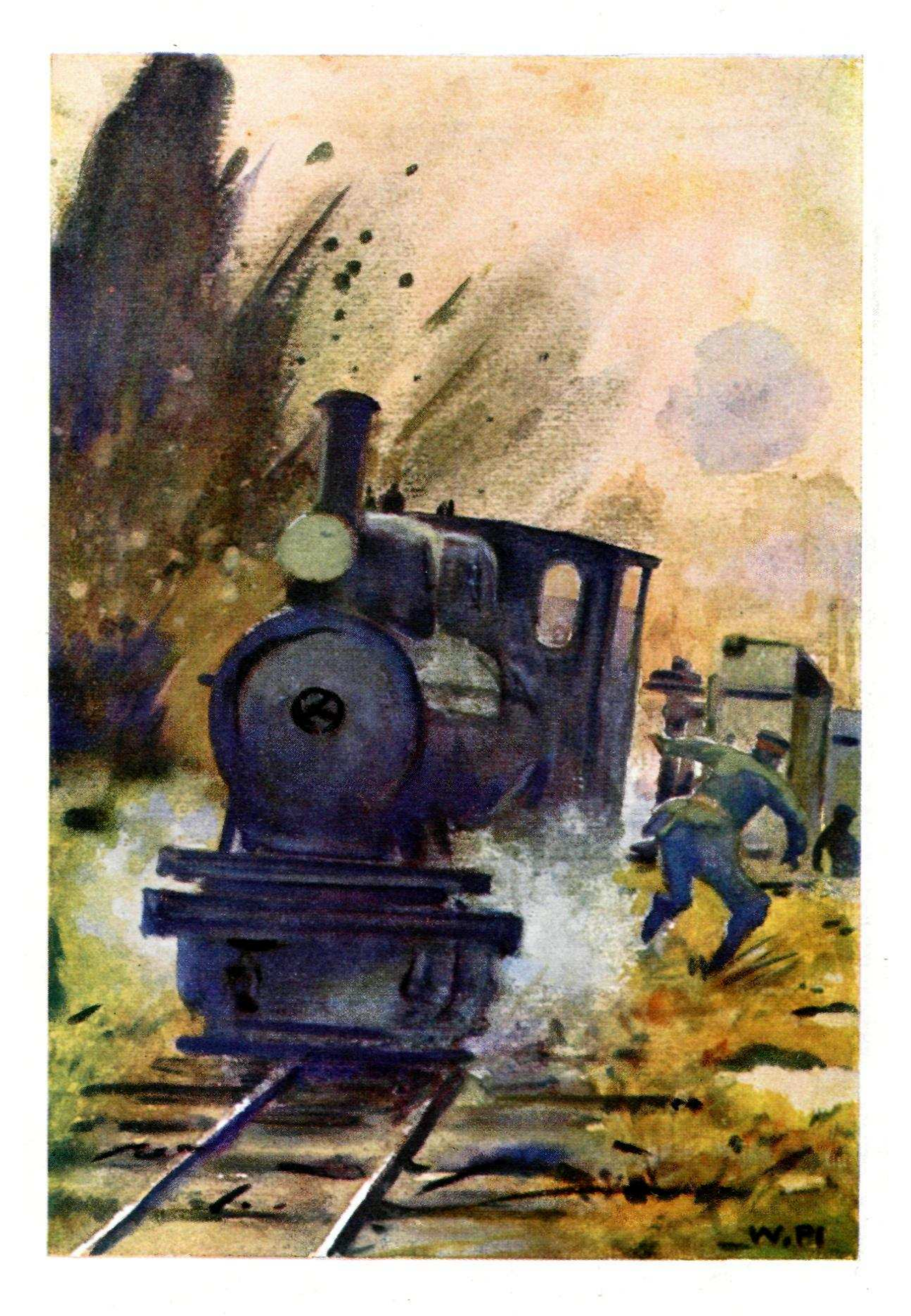

E. G. Erich Lorenz
Feldgraue Helden
W. Pl.
Nr. 1168



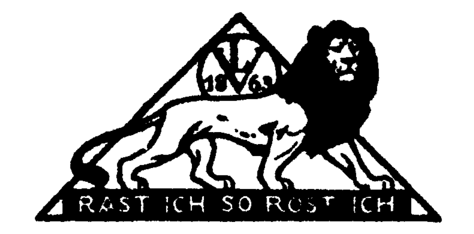
Feldgraue Helden

von

E. G. Erich Lorenz

Mit 1 Buntbild
und 15 Federzeichnungen
von Willy Planck

2. Auflage



Loewes Verlag Ferdinand Carl / Stuttgart

10—14 Nr. 1168

Erscheinungsjahr 1934
Auf holzfreiem Papier gedruckt von der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft m.b.H.
(früher Chr. Fr. Cotta's Erben), Stuttgart

Liebe Buben!

Die Geschichten, die ich euch in diesem Buche erzähle, sind samt und sonders erlebt. Nur die Namen derer habe ich geändert, die solche Heldentaten vollbrachten, denn Name ist Schall und Rauch in einem Kriege von solch ungeheuren Ausmaßen. Millionen deutscher Männer haben gleiches getan, und niemand hat es gesehen, keiner der Nachwelt aufgezeichnet. Das große Erlebnis wurde allen zuteil. Warum sollen dann die Namen Weniger herausgehoben werden? Es wird euch gleich sein; es muß euch gleich sein, ob der eine oder andere in meinen Erzählungen Schulze oder Maier oder Fritsche heißt. Es sollte in euch aufklingen nichts anderes als: es war ein feldgrauer Held aus den Jahren 1914 bis 1918.

Stuttgart, im April 1934.

E. G. Erich Lorenz.

Inhaltsübersicht



Wie der Steffel Joseph seinen Vater suchen ging.

Wenn du von Stuttgart nach München mit dem Zug fährst und hinter Augsburg gut Obacht gibst, dann wirst du, so im Vorbeihuschen, ein wenig verdeckt von grünem Berghang ein Kirchlein erspähen: ein weißer, blitzblanker Kirchturmschaft mit einem grünschillernden Zwiebelkrönchen und einer nadeldünnen Spitze lugt dort hervor . . . und eh' du dich's versiehst, ist er schon wieder weg.

Wenn du nun aber gar Zeit genug hättest, auszusteigen, um dir den naseweisen Gesellen näher anzuschauen, dann würdest du ihn gar nicht allein hinter seinem grünen Wiesenhang finden, sondern rund um ihn herum ein kleines, behaglich hingestrecktes Dörfchen mit den weißen Brustlätzen der Giebel, den blauen oder gelben Schurzen niederer Hauswände und den tief ins Gesicht gezogenen graublauen Dachhütchen.

Die Häuser stehen alle ein wenig kreuz und quer zueinander und scheinen, wenn's keiner sieht und hört, Zwiesprache mit-

einander zu halten. Sie mögen über die Blumen sprechen, die mit jeder Jahreszeit in ihren Vorgärten wechseln oder über die Menschen, die sie in guter Hut zu halten haben.

Wie heißt denn der Ort? Der Wegweiser draußen am Wiesenrain ist längst verwaschen, kein Buchstabe mehr auf ihm zu erkennen, und die Leute sind ein wenig wortkarg. Man fragt sie nicht gern. Ei, so geben wir ihm selbst einen Namen und nennen ihn Unterwiesenbach! Denn fast versteckt unter der großen Hangwiese und an einem flinken Bergbach liegt er doch!

Dem Steffel Bauer sein Jüngster heißt Joseph. Er ist ein stiller Bub, der, seitdem der Krieg im Juli 1914 all die Brüder gerufen hat, noch verschlossener geworden ist als vordem. Warum eigentlich, weiß selbst der Herr Pfarrer nicht, der alleweil Sonntags kommt und nach dem Rechten schaut, denn die Mutter des Steffel Joseph ist schon vor Jahren schlafen gegangen, der Vater im August 1914 ausgerückt und die Schwester, die noch vier unmündige Geschwister zu versorgen hat, erst zwanzig Jahre alt. Aber es steht immer gut auf dem Hofe. Die Annemarie ist ein schaffiges Mädel und führt ein straffes Regiment.

Nur mit dem Joseph weiß sie nichts anzufangen. Immer hockt er auf der steinernen Bank vor dem Hoftore und scheint über etwas nachzugrübeln. Immer schaut er nach Westen und hält den Kopf ein wenig zur Seite, als ob es von dort her etwas zu erlauschen gäbe, und abends, wenn die Zeitung kommt, ist er der erste, der sie lesen muß.

Der Joseph ist fünfzehn Jahre alt.

Das Jahr 1914 ist zu Ende, das Jahr 1915 läuft auch Tag um Tag wie eine gutgehende Uhr ab, bis es eines

Morgens beim Steffelbauer heißt: jetzt mueß m'r scho 1916 schreiben, un' der Krieg is' ölleweil no net z'End!

„Zu End?" sagt da mit einem Mal der Joseph, der nun seinen sechzehnten Geburtstag feiert . . . „jetzt gaht's erscht los! Alle sen se Soldate g'worde: der Vatter, der Hannesle, der Xawer und der Michel — un i? Daß ihr's nur wisset: jetzt gang i au! All die Joahr han i warte miesse; jetzt isch gnua!"

Das Josephle meldet sich freiwillig in Augsburg.

Das Josephle ist bald der jüngste Soldat der Kompagnie und rückt schon nach sechs Wochen in ein Rekrutendepot hinter der Westfront ab. Das ganze Dorf hat ihm das Geleit bis an die Bahn gegeben. Die alten Weiber haben die Köpfe geschüttelt und einander zugeraunt: der Bub sei nicht recht . . .

Recht bei Sinnen, haben sie gemeint.

Aber der Bub war recht bei Sinnen, und nun war's auch raus, warum er immer so allein dagesessen und gegrübelt hat. Es war Heimweh nach dem Vater und den Brüdern; Heimweh nach dem, was sie jetzt da draußen erleben. Daß er nicht dabei sein konnte, das brachte ihn schier um. So weit er zurückzudenken vermochte, war er doch immer mit dem Vater gegangen, die ersten Schritte in den Hof, dann aufs Feld; der Vater hatte ihn das erste Mal auf die braune Liese gesetzt, der Vater . . . der Vater . . . der war ihm alles gewesen. Und nun war gerade der Vater so lange schon fort, und er, sein Josephle, konnte nicht mehr teilhaben an dem, was der Vater tat! Das war's!

Im Rekrutendepot ist der Joseph zum Feldwebel gegangen und hat ihm die Nummer des Regiments gesagt, bei dem der Vater steht. Er hat ihn auch gebeten, „er mecht ihn, falls des meglich sei, zom Vatter sei'm Regiment v'rsetza lasse."

Der Feldwebel hat den Joseph gern gehabt, mit dem Hauptmann gesprochen, und eines Tages hat's einfach geheißen: Der Joseph Steffel wird zum xten Regiment versetzt. Er hat sich auf den Marsch zu machen in Richtung Laon, und dort wird man ihm schon weiter Bescheid sagen!

Im Feld draußen hatten wohl alle Orte ihre Namen wie bei uns daheim; aber keiner durfte, wenn er nach Hause schrieb, sagen, wo er eigentlich stecke, denn es gab überall Spione.

Laon ist eine sehr schöne Stadt. Hoch auf einem Berge liegt sie, und der Joseph muß mit seinem schweren Tornister, dem „Affen", und dem Gewehr und vielem anderem Krimskrams ein paar hundert Stufen den Berg hinaufkraxeln.

Die deutsche Kommandantur, in der er sich zu melden hat, liegt dicht bei einer großen, wunderbaren Kirche, die sie hier eine Kathedrale nennen. Andächtig steht das Josephle davor und schließlich wagt er auch, hineinzugehen. O, wie gewaltig das hier alles ist: der weite Raum so hoch, daß man das ganze Dorfkirchlein von Unterwiesenbach hätte hineinsetzen können — dann die Säulen, himmelnahe fast, mit den Augen nicht zu erschauen, außer man drückt den kleinen Kopf tief ins Genick — und dann der Altar! Das blitzt und leuchtet nur so in lauterem Gold und Silber und Kerzenschein. Der kleine Joseph faltet seine Hände und betet halblaut vor sich hin. Lange betet er und zum Schluß faßt er alles zusammen: „Liebe Mutter Maria, laß mich zu meinem Vater kommen!"

Wie er wieder draußen steht vor dem weitgeschwungenen Portal, hört er deutsche Marschmusik die schmale Gasse heraufklingen. Weil's ihm an Zeit nicht fehlt, bleibt er stehen und wartet, was da kommen möge. Soldaten sind's, Feld-

graue, die von vorn in Ruhe einrücken . . . eine endlose Kette, wohl ein ganzes Regiment, denkt der Joseph und sieht sich die Männer mit weitaufgerissenen Augen an, denn das ist ja ein Stück Front, was da ankommt.

Fast schämt er sich ein wenig mit seiner neuen Kluft. Die Männer sehen alle struppig aus, haben verdreckte Uniformen, sind über und über verstaubt, haben auch die Rockkragen offen und gehen meistens barhäuptig, denn es ist schon grimmig heiß.

Da, was ist das! Einer der Männer hält plötzlich im Glied an, steht sekundenlang wie erstarrt da, breitet auf einmal die Arme weit auseinander und stürzt mit lautem Schrei auf ihn zu: „Josephle! Mein Josephle!"

Der Vater —

Der Zug stockt . . . der Zug geht weiter, immer weiter und weiter. Glied um Glied schiebt sich an den beiden vorüber. Wetterharte Gesichter wenden sich ihnen zu. In manchem Auge wird es feucht. Vater und Junge stehen noch immer engumschlungen, und der Vater weint.

Der Joseph hält sich fest an des Vaters Rock und weiß nicht, warum der sonst so starke Mann so erschüttert ist. Noch niemals hat er seinen Vater weinen sehen.

Nun das ganze Regiment vorbei ist, und ungelenke Packwagen übers holperige Pflaster rumpeln, scheint sich der Vater zu besinnen, packt seinen Jungen und hält ihn weit von sich. „Du, mein Joseph, mein Josephle! Haben's dich auch geholt? Haben's nicht mehr genug Alte zuhause? Daß du auch heraus mußt! Ich hab' immer zu Gott gebetet, dich möcht' er verschonen . . . und jetzt bischt au da, mein Josephle!" Des Vaters tiefgraue Augen leuchten.

Der Joseph lacht: „Nit geholt hamm se mi, Vatter! Freiwillig bin i gange, weil . . .“

„Ja, was denn, Josephle, was denn, weil . . . weil . . .?“

„Weil i so Heimweh nach dir gehabt hab' un' weil i au dabei sein mecht, überall dabei, wo du bischt!“

Dann gehen sie still den anderen nach in die Kaserne.

*

Der Joseph Steffel ist der Kompagnie zugeteilt worden, in der sein Vater steht. Er ist der jüngste von allen, und jeder hat ihn lieb, als sei er sein eigener Sohn.

Der Vater Josephs heißt Paul Steffel und ist Unteroffizier.

Nach vierzehn Tagen Ruhe geht's wieder an die Front, geht's den hohen Berg, auf dem Laon steht, auf der anderen Seite hinunter, in ein langes, breites Tal hinein, einem feingeschwungenen, grünen Hang zu, der nahe zu sein scheint, aber immer weiter wegrückt.

Vor dem Hang breitet sich Wald.

Fern rumpelt es dumpf.

Der Vater erklärt seinem Joseph: „Jetzt gange mer nach em Chemin des Dames.“ Er spricht es so, wie es geschrieben wird, denn französisch kann der Vater nicht. „Hier im Walde liegen die Munitionskolonnen und de Bagag'; woischt, die sen älleweil in Ruh, die Schlawiner! Da brauchscht net hischaue!“

„Aber da hat's ja au Granatlöcher, Vatter!“

„Ja, manchmal denkt der Franzmann, dene mußt au oine hinsetze, un' dann schießt er übern Buckel nei in dui Bagag'! Mecht net wisse, wie dia laufe, dia Kerle!“

Nun geht's den Berg hinauf in lauter Wegwindungen,

langsam, daß jeder ordentlich schnaufen kann, bis plötzlich Halt gemacht wird.

„Jetzt san mer glei oba,“ sagt der Vater.

„Auf dem Chemin des Dames?“ fragt der Joseph.

„Nui, no lang net! Erscht bleibe mer wahrscheinlich an Tag hier, in der Höhle, woischt!“



In der Höhle? denkt der Bub, aber er fragt nicht weiter.

Gruppenweise rückt die lange Schlange des Regiments

weiter vor. Gruppenweise verschwindet sie im dunklen Eingang einer großen Höhle, die, feindab gekehrt, im Berg liegt.

Der Kompagnieführer steht am Straßenrand, als wolle er seine Schäflein zählen. Dem Joseph nickt er freundlich zu: „Na, Bub, ist's gut gegangen?“ Und ehe der Joseph antworten kann, sagt schon der Vater: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, er ischt ein echter Steffelbauer!“

Der Hauptmann lacht vergnügt!

In der großen Höhle ist es fast dunkel. Die Augen müssen sich daran gewöhnen. Nach einer Weile sieht der Joseph, daß die Höhle aus vielen Gängen und weiten Hallen besteht und von mächtigen Balken gestützt wird.

„Wie in em Bergwerk,“ sagt der Vater.

Hallen und Gänge sind weiß wie Kreide. In den Hallen sind aber auch Lagerstätten aus Holz und Draht hergerichtet. Auf eine von ihnen kriechen Vater und Junge und stemmen sich die Tornister als Kopfkissen zurecht. Dann geht es ans Essenfassen. Der Vater will beide Kochgeschirre nehmen. Der Bub läßt es nicht zu. Der alte Steffel ist mächtig stolz, steht mit seinem Bub unter lauter alten Soldaten an der Feldküche, rückt Glied um Glied vor, und dann halten sie auch ihre Näpfe hin.

Im Schatten eines zerschossenen Schloßgemäuers essen sie. Das Rumpeln ist viel stärker geworden. Manchmal keucht es auch über ihre Köpfe hinweg zum Franzmann hinüber. Dann erklärt der Vater wieder, daß dies die Granaten der deutschen Geschütze seien, die hinterm Hang im Gebüsch versteckt stünden.

Gegen Abend erwidert der Franzmann das Feuer. Immer drei Schuß fauchen heran. Immer drei Einschläge, kurz

hintereinander, lassen den Berg und die Höhle erzittern, daß die Lichtstummel verlöschen.

Joseph hat keine Angst. Joseph ist ja bei seinem Vater.

Am andern Tag heißt es früh raus. Die Sonne ist noch nicht da. Es soll in Stellung gehen.

Das ganze Regiment hat sich in lauter Züge aufgelöst, die von einer Viertelstunde zur anderen abrücken. Der Vater führt einen Zug. Joseph geht an seiner Seite an einem Waldrand entlang, der jäh umbiegt, springt mit ihm über ein Stück Flachland hin und sieht, wie der Franzmann dicke Fesselballon-Würste hochläßt. Jetzt sind sie am ersten Graben angelangt und mit einem Satz drin. Der Graben ist zerfallen und von Granaten hin und wieder zugeschüttet worden.

Der Vater sagt: „Dös mußt dir gut merke, Joseph! Hier gahts vor, un' hier gaths z'rück. Sobald es hell ist, derfst nit meh' übers Feld un' über d' Wies, sonst schießt dich der Schangel ab, verschtahscht?"

Der Joseph versteht gut und weiß auch, daß mit dem „Schangel" der Franzmann gemeint ist. Er wird sich alles gut merken. Ein paar Stunden sind sie alle durch den zerschossenen Graben gestapft und haben nichts miteinander geredet. Dann ist der Graben jäh zu Ende, und wieder steht ein Stück Wald da. Doch, wie sieht der Wald aus! Alle Baumkronen sind weggeputzt worden, als habe ein dummer Junge Allotria getrieben. Seine Äste sind abgehauen, hängen schlaff zur Erde oder liegen im Wege. Dem Joseph tut das in der Seele weh, und er denkt an den Wald zu Hause, in dem man bei schwerer Strafe nicht ein Krönlein von einer Tanne wegschlagen darf.

„'s is Krieg, Bub!" sagt der Vater, der alle Gedanken zu erraten scheint.

Der Joseph antwortet nur: „Ja, Vatter!“

Durch den zerschlagenen Wald torkelt man wie betrunken hindurch vor lauter Ast- und Baumzeug, das den Weg versperrt. Mit einem Male ist der Wald zu Ende. Vor ihnen liegt ein Bauerndorf . . .

Ein Bauerndorf! Der Joseph bleibt wie angewurzelt stehen, der Vater hält auch an und winkt den andern, abzuwarten. Sein Bub muß sich erst an das Neue gewöhnen! Das Neue aber ist schreckhaft. Haus und Hof, Garten und Viehhürde sind ein einziger gräßlicher Schutthaufen, alles ineinander gemengt, alles durcheinander geworfen. Keine drei Fuß hoch steht noch ein Haus, keine zwei Fuß breit ist noch ein Weg zu erkennen.

Und wieder sagt der Vater: „'s isch Krieg, Bub!“

Und wieder denkt der Joseph nach Hause, an Unterwiesenbach. Wenn es dort jetzt auch so aussehen würde!

„Davor hat uns alle Gott behütet,“ sagt der Vater. Dann schleichen sie wie Katzen ans Gemäuer hin, drücken sich fest an den Schutt und huschen von Deckung zu Deckung. Dabei paßt der Vater gut auf seinen Jungen auf und ist mit ihm zufrieden.

Grad sind sie aus dem Trümmerfeld heraus und wieder in einen Graben getaucht, da fängt der Schangel an zu schießen. Immer in das tote Dorf schießt er hinein, daß die Steinfetzen nur so fliegen, haushoch, und mit fürchterlichem Gedröhn wieder zur Erde fallen.

Der Bub will halten und sich das ansehen. Der Vater reißt ihn vorwärts. Wenn sie kürzer schießen, trifft's den Graben!

Windung um Windung schlängelt sich die kleine Menschen-

gruppe vor, überquert Seitengräben, schiebt sich an Unterständen vorbei und stößt endlich auf Kameraden. Der Bub ist nun in Stellung und kriecht mit dem Vater in einen leeren Unterstand.

Der Schangel jagt Ladung auf Ladung herüber, daß die ganze Erde schwankt, stundenlang. Das Zittern ist wie Wogengang, wie das Neigen und Sichheben von Halmen auf weiter Ährenflur. Bisweilen schaut der alte Steffel auf seinen Jungen, wie's wohl in ihm umtreibe. Doch der Junge schaut wieder auf seinen Vater, als ob er sagen wolle: Mir ist das alles einerlei. Ich hab' ja dich!

Und wieder wird es Abend. Brot und Zugabe teilen Vater und Bub. Dann legen sie sich auf das Drahtgeflecht im Unterstand und schlafen ein.

Kurz nachher weckt einer leise den alten Steffel: „Du . . . du . . . sollst mal zum Hauptmann kumma!"

Ganz leise wird das geraunt, und ebenso sacht schiebt sich der Steffel von seinem Jungen weg, daß er ihn nicht munter mache. Joseph schläft fest, schläft den gesunden Schlaf des gesunden Bauernburschen, ganz wie daheim im warmen Federbett.

Der Hauptmann geht besorgt in seinem Unterstand auf und ab und wendet sich jäh dem eintretenden Steffel zu. Eine Weile schaut er ihn schweigend an, dann sagt er: „Steffel, eigentlich ist's mir schon wieder leid, aber es geht nicht anders. Drüben beim Franzmann scheint ein Truppenwechsel vor sich gegangen zu sein. Wir müssen das feststellen, und keiner kennt die Gegend so wie Sie, Vater Steffel!"

Jetzt hält der Hauptmann an. Das Wort „Vater" wäre ihm beinahe in der Kehle stecken geblieben. Doch nun es

gesagt ist, fährt er rascher fort: „Ich hoffe, daß der Bub nichts gemerkt hat. Na . . . und außerdem sind Sie so oft schon da drüben gewesen, daß nicht gleich was passieren muß, gell, Vater Steffel? !“

Der alte Steffel lacht und schüttelt den Kopf: „Der Bua schlaft, Herr Hauptmann. Bis der d' Auge auftut, bin i wieder da. Wen soll i mitnehm'?“

„Am liebsten wäre mir der Alois Schindler und der Pratzen August. Ihr drei werdet's schon machen, was?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ und naus ist der Steffel.

Der Bub schläft. Zuweilen schaut einer der Kameraden nach ihm hin.

Das Schießen aufs Hinterland dauert an. Der Schangel möchte seine Truppenverschiebung wohl verschleiern, die Aufmerksamkeit der Grabenbesatzung ablenken.

Die drei sind aus dem Graben gestiegen und haben sich vorgemacht. Die Posten sehen sie bald nicht mehr, aber beim Schangel steigen in einem fort Leuchtkugeln auf. Eine Stunde vergeht, noch eine. Bald wird es Tag sein.

Jetzt rattert ein Maschinengewehr. Der Hauptmann horcht in die Nacht hinaus. Gerade dort rasselt das Gewehr, wo die drei ankriechen wollen. Es wird doch alles gut gehen?

Der Himmel beginnt sich hell zu färben. Der alte Steffel ist mit seinen beiden Kameraden noch nicht wieder zurück.

Das feindliche Gewehr ist verstummt.

Durch den deutschen Graben sagt einer es dem andern weiter: Drei von uns sind draußen, Achtung, nicht schießen, wenn wer ankriecht!

Drei von uns sind draußen . . .

Drei . . . von . . . uns . . .

Es wird hell. Der Joseph reibt sich die Augen und will dem Vater „Guten Morgen“ wünschen, doch der Vater ist nicht da. Vielleicht „faßt“ er schon Kaffee! Vielleicht ist er vorm Unterstand im Graben!

Die Kameraden stellen sich schlafend. Keiner möchte dem Buben sagen, wo der Vater ist.

Da stolpert einer in den Unterstand und schreit: „Ist der Steffel no nit da?“

Niemand antwortet, nur der Bub springt hoch: „Der Vater? Wo ist der Vater?“ Nun sagen sie es ihm.

Ganz große Augen macht der Joseph, so groß und so ferne Augen, als sei er gar nicht mehr da. Kein Wort kommt von seinen Lippen. Die andern starren ihn nur an.

Der Joseph geht aus dem Unterstand ins Freie und lehnt sich an die Grabenbrüstung. Lange und still schaut er hinüber zum Franzmann . . . lange und still.

Jemand geht an ihm vorbei. Er rührt sich nicht. Dann klappern Kochgeschirre hinter ihm. Er rührt sich nicht. Doch, mit einem Male durchfährt's ihn: Wie wenn jetzt der Vater käme und Durst und Hunger hätte? Im Nu ist er wieder im Unterstand und holt die beiden Kochgeschirre, steigt durch den Graben den andern nach, läßt sich die Näpfe füllen und trägt sie wieder zurück. Dann stellt er sich wieder an die Brüstung und sieht zum Franzmann hinüber.

Was nur in dem Bub vorgehen mag? Jeder möchte ihm gern etwas Beruhigendes sagen, etwa: Bub, hör mal, das ist schon oft so gewesen. Der Vater ist vielleicht beim Nachbarbataillon in den Graben zurückgekommen, hat die Richtung im Dunkeln verfehlt. Brauchst keine Bange um ihn zu haben, Bub!

Aber niemand findet die rechte Sprache, und da lassen sie's bleiben.

Der junge Tag läuft schweigend ein, zwei Stunden ab. Der Bub steht noch immer. Plötzlich aber reißt es ihn herum wie mit unbekannten Händen. Greift jemand nach ihm? Verlangt jemand nach ihm? Vielleicht der Vater?

Joseph geht mit großen Schritten durch den Graben zum Unterstand des Hauptmanns.

Der Bursche meldet ihn.

„Herr Hauptmann," sagt der Joseph . . . „Herr Hauptmann, der Vater ist noch immer nicht zurück. Es ist ihm was zugestoßen. Ich muß nach dem Vater schauen!"

Der Hauptmann schüttelt den Kopf: „Das geht nicht, mein lieber Kamerad." Eigentlich möchte er sagen: mein Bub! Doch der Joseph scheint in wenigen Stunden ein ganzer Mann geworden zu sein. Eine tiefe Falte hat sich steil in seine Stirne gegraben. Die Augen haben das kindliche Leuchten verloren. So sagt der Hauptmann ein bißchen zögernd und verlegen: „mein lieber Kamerad" und fährt fort: „Die Stellungen liegen an manchen Stellen hier kaum fünfzig Meter auseinander, sind zum Teil besetzt, zum andern ausgeräuchert. Dein Vater kennt jeden Fußbreit zwischen uns und denen da drüben."

„Ich finde den Vater," unterbricht ihn der Bub fast zornig.

„Vielleicht in Gefangenschaft, denn sie werden ihn überrumpelt haben. Das kann vorkommen, zumal da neue Truppen drüben liegen. Nein, nein, mein lieber Junge (jetzt zögert er mit dem Wort nicht mehr, weil er weiß, daß er einen Vater zu ersetzen hat) . . . nein, nein, das geht nicht. Aber ich

werde den Mühlbauer Franzel schicken. Der ist aus deinem Nachbardorf und kennt sich hier auch aus."

„Der ist zu tappig, der Mühlbauer Franzel, Herr Hauptmann! Ich will gehen!"

Das klingt so entschlossen, daß der Hauptmann nichts zu antworten weiß und eine Weile still und nachdenklich hin und her geht. Schließlich bleibt er dicht vor dem Buben stehen: „Kannst du eine Karte lesen?"

„Wir haben in der Schule immer selber Karten zeichnen müssen, Herr Hauptmann, und dann hab' ich mir zu Hause eine Karte von der Front gemacht, um immer zu wissen, wo der Vater steckt. Ich glaub' schon, Herr Hauptmann!" Das plätschert der Bub nur so aus sich heraus, als flösse ihm mit einem Male sein ganzes junges Herz vor Freude über, denn jetzt weiß er: der Hauptmann wird ihn gehen lassen.

Dann setzen sich beide an den groben Holztisch. Der Hauptmann zieht ein Stück Papier und einen Bleistift aus der Tasche und zeichnet viele gerade und gewundene Linien auf das Papier. Das sind die ersten deutschen Gräben . . . dann das Gewirr der feindlichen; und da und dorthin wird ein Kreis gezeichnet: Horchlöcher und schwere Granateinschläge, die nicht wieder ausgeebnet wurden. Auch Durchlässe im eigenen Drahtverhau gibt der Hauptmann an und so manches andere, was der Bub wissen muß: gestürmte Sappen, ausgebrannte Stollen, eine Mulde im Gelände, einen Waldfetzen, Entfernungen und die Stellung feindlicher Maschinengewehre. Schließlich erfährt der Bub noch die Parole für den Tag. Dann legt der Hauptmann seine beiden Hände in die kleinen harten Fäuste des Jungen, sieht ihn lange an und sagt: „Gott befohlen, mein Junge! Komm mir ja wieder

zurück!“ Der Joseph geht mit strahlenden Augen aus dem Unterstand in den hellen Tag des Grabens hinauf. Der Hauptmann schreitet vor ihm her, immer vor ihm her bis in die Sappe Nummero fünf hinein, die sie das „Eckfensterle“ nennen, weil man von hier aus am besten in die feindliche Stellung hineinschauen kann. Dann folgt ein Examen, wie es der Bub wohl noch nie in seinem Leben durchgemacht hat. Der Hauptmann fragt ihn nach allem aus, nach den feindlichen Maschinengewehrnestern, nach den spanischen Reitern, die man ein wenig verrücken kann, um durchzuschlüpfen, nach leergefegten Sappenköpfen und Deckungen. Der Bub weiß alles ganz genau, haargenau. Aber plötzlich sagt der Hauptmann: „Und von welcher Kompagnie bist du selbst, mein Bub? Wo liegt die Kompagnie? Wie stark ist die Kompagnie? Wie lange seid ihr in Stellung?“

Da antwortet der Bub: „Sell wois i net, Herr Hauptmann!“

Prachtskerl! Der Joseph Steffel wird seine Kameraden niemals verraten, wenn man ihn gefangen nehmen sollte! Also los! Los am hellichten Tage auf die Suche nach dem Vater. Wie ein Aal windet sich der Joseph aus dem Sappenkopf, ehe man ihn daran hindern kann, denn hier geht man doch den Gegner nicht an. Wie ein Aal windet er sich immer in Deckung der zerharkten Erde davon. Jetzt ist er weg, wie in den Boden verschwunden.

Durch den ganzen deutschen Graben läuft die Kunde: der Joseph ist seinen Vater suchen gegangen!

Im ganzen deutschen Graben schlagen Vaterherzen in Sorge und Bangen. Teufelskerl, der Sepp! Vermaledeiter Bursch, der! Werden ihn schon schnappen! Wie kann der



Hauptmann das zugeben? Nicht auszudenken, wenn da was Dummes geschieht!

Indessen ist der Joseph ganz nahe an das feindliche Verhau gekommen, ein wenig nur seitab dem ersten französischen Horchloch. Einen flachen grünlichen Stahlhelm hat er drin gesehen, sonst nichts. Der Schangel schien zu schlafen.

Gräberstill ist der junge Tag. Die Höhen hüben und drüben, die wie blaue Schatten himmelhoch aufragen, wenn der Joseph die Augen ein wenig hebt, leuchten wie die fernen Berge daheim. Der Krieg ist vielleicht auch eingeschlafen.

Das feindliche Verhau ist durchkrochen. Nicht einmal den Rock hat er sich zerfetzt, der Bub. Jetzt liegt er, eng an die

Erde gedrückt an der weißen Brüstung des ersten feindlichen Grabens und lauscht. Nichts zu hören. Vorsichtig lugt er hinein. Niemand zu sehen. Ob sie vielleicht beim Kaffeefassen sind, die Schangels? Der Bub sieht, daß der Graben nur ein kleines Stück weit in Ordnung ist. Dann hat ihn eine Granate zugeschüttet. Da läßt er sich hineinfallen und kauert sich eine kleine Weile im Schatten der Deckung fest. Sein Herz hämmert ganz laut! Wenn das nur die andern nicht hören! Aber es hört keiner außer ihm.

Da ist ein Unterstand, halb verfallen. Der Hauptmann hat gesagt: Laß nichts unbeobachtet! Täusche dich über nichts hinweg und geh an nichts vorbei, auch wenn du denkst, es hat keinen Sinn, nachzuschauen!

Also lugt der Bub vorsichtig in den halbzerfallenen Unterstand hinein. Der gähnt ihm wie ein pechschwarzes Loch entgegen. Tief geht es da hinunter, wohl an die achtzehn Stufen, von denen die obersten zehn verschüttet sind. Schon will der Bub weiter. Er kann nicht. Eine Hand scheint ihn zu halten. So kriecht er leise, ganz leise und langsam in den Stollen hinunter, erreicht die Stufen, nimmt sein Seitengewehr aus der Scheide und tappt im Dunkeln Schritt um Schritt tiefer. Die Stufen sind zu Ende. Links ist ein Gang gewesen. Der ist angefüllt mit Erde bis unter den oberen Stützrahmen; rechts aber gehts weiter. Schon will der Joseph in den Gang, da hört er Stimmen. Jemand unterhält sich: Franzosen? Nein, das sind doch deutsche Laute! Das — soll's möglich sein — das ist doch des Vaters Stimme!

Dem Joseph verschlägt's das Herz, das mit einem Male so laut hämmert und bummert, daß seine Ohren nichts als das Herz hören!

„Bischt stille, bischt stille,“ sagt der Bub halblaut vor sich hin. „I muß doch hören, wer da isch!“

Und das kleine, wilde Herz tut ihm den Gefallen und schlägt leiser.

Doch, das ist des Vaters Stimme! Er scheint ärgerlich zu sein, der Vater! Haben sie ihn gefangen genommen? Nicht möglich, denn dann wär' er doch nicht mehr hier!

Der Joseph schleicht weiter, sieht auf einmal einen schwachen Lichtschein, als ob ein wenig Tageslicht in eine Halle hineinleuchte und ... sieht den Vater mit den beiden deutschen Kameraden, dem Alois Schindler und dem Pratzen August. Ganz deutlich vermag der Joseph das zu sehen. Doch da liegt noch jemand zwischen den dreien, die in einem Kreise hocken wie Indianer am Beratungsfeuer. Ein Schwarzer. Ganz große, kugelige dunkle Augen hat der Kerl und wolliges Haar.

Der Joseph hat noch nie einen Schwarzen gesehen und vergißt ganz, daß er den Vater sucht, so sehr fesselt ihn der fremde Mensch. Der Schwarze grinst. Blendend weiße Zähne leuchten auf. Warum wohl dem seine Zähne so weiß sind? denkt der Bub. Vielleicht weil der ganze Kerl sonst so schwarz aussieht? — Ja so, jetzt sollte er sich aber bemerkbar machen, denn es wird draußen immer mehr Tag, und drüben werden sie Angst um ihn haben, wenn er so lange ausbleibt.

Ganz leise sagt er: „Vater!“ Noch einmal: „Vater!“

Die drei reden jetzt so aufeinander ein, daß sie ihn nicht hören. Auf einmal sagt der Vater: „Dann bleibt ihr eben da! I gang un' schau, daß i wieder nüber kimm, basta!“

„Vater!“ sagt der Bub jetzt lauter.

„Josephl" schreit der Vater, und die beiden, der Schindler Alois und der Pratzen August stürzen auf den Vater zu und halten ihm den Mund zu: „Wirst uns eh verraten mit deinem Geschrei! Woas hast denn au so zu plärre! Dei Joseph ist doch drüben bei den anderen!"

„Nein, der Joseph ist hier!" sagt der Bub und tritt aus dem Dunkel heraus.

Da liegt der alte Steffel seinem Jungen weinend an der Brust und zittert und schwankt, daß der Joseph Mühe hat, ihn zu halten.

„Vatter ... weil du nit kommen bischt ... Vatter ... bin i di suchen gange'!"

Der alte Steffel kann nichts weiter sagen, als immer wieder: „Bub, mein Bub!" Und die anderen schweigen. Der Neger grinst. Allmählich wird's ruhiger in Vater Steffel. Schwer läßt er sich wieder auf die Kiste nieder, auf der er vordem gesessen hat und zieht seinen Jungen dicht neben sich. Der Joseph muß erzählen.

Als ob weithin Frieden wäre, sitzen die vier Menschen hier im tiefen Erdloch, das ein winziger Strahl Sonne erhellt, beieinander. Nur der Schwarze paßt nicht so recht dazu.

Als der Bub fertig ist mit Erzählen, sagt der Steffel: „Genug, Kameraden, jetzt müssen wir fort. Und das sag' ich euch: wir kriechen direkt auf unsere Sappenstellung zu. Das erwartet keiner. Da gibt's auch nichts ab bei, verstanden? Den Schangel da, den schwarzhäutigen nehmen wir zwischen uns. Muckst er sich und gibt es Saures, dann mögen ihn seine eigenen Kameraden abschießen."

Vater Steffel kriecht als erster aus dem zerfallenen


W.PI

Unterstand und hält die andern zurück, bis er sich vergewissert hat, daß niemand draußen ist. Der Schwarze versteht, worum es geht und fügt sich. Er kriecht wie eine Schlange über die Erde hin, daß die Deutschen von ihm lernen können.

„Bischt eh zu was nütze, Schlingel, vermaledeiter," lacht Vater Steffel. Der Joseph schaut ihn an.

„Na," sagt der alte Steffel, „di moin' i net! Den Dinger da, den krauslockiga! Schau nur, wie er nakriecht!"

Jetzt lachen beide.

Kein Schuß fällt. Blau ist der Tag vor lauter Sonne und Himmel. Nur die Vögel fehlen, die an solchen Tagen zuhause immerzu zwitschern und jubilieren.

Der Bub kriecht hinter dem Schwarzen als dritter. Zuweilen schaut sich der Vater nach ihm um. Dann treffen sich ihre Augen und sie möchten beide anhalten und sich was Gutes sagen. Doch hier heißt es: weiter und Mund halten!

In solchen Augenblicken gibt's auch eine kleine Ruhepause im Vorwärtsschleichen. Das aber paßt den beiden anderen wiederum nicht, dem Alois und dem August. Die brummen und murren, daß ihnen der alte Steffel aufs Maul schlagen möchte. Erst wollen sie durchaus nicht aus dem feindlichen Graben raus, weil die Sonne schon da ist — und wie dann der Bub, sein eigener Bub ihnen was vormacht, da haben sie's mit einem Male so eilig, daß sie aufmucken, wenn es einen Halt gibt! Verschnaufen muß man doch wenigstens noch dürfen, ihr Sappermenter, ihr damischen!

Dem alten Steffel kocht das Herz unterm Waffenrock.

Pitsch, pitsch, pitsch! Das saust wie Hummeln an ihren Ohren vorbei...

Rattatatatatat.. noch einmal: ratatatatat!

„Saubande, verflixte!“ sagt der Vater. „Jetzt hamm's uns doch derspäht!“ Knapp vorm eigenen Drahtverhau sind sie schon. Da geht es beim Schangel los. Die Posten schießen, ein Maschinengewehr rattert. Die ganze gegnerische Grabenbesatzung scheint munter geworden zu sein.

Pitsch, pitsch, pitsch! Ratatatatatat!

„Bub,“ sagt der Vater, „wenn du's zischen hörst, ists scho vorbei. Des trifft nimmer!“

„Scho' guet!“ antwortet der Joseph und kriecht weiter, als ob nichts los wäre.

Der Neger windet sich wie eine Schlange.

Vater Steffel ist durchs deutsche Verhau durch und wendet sich ein wenig um. Da sieht er, wie der Alois seinen Kopf ein wenig neugierig lupft und schreit ihn gleich an: „Tu doch deine Schafsnasen in'n Dreck eini, du dackeliger Hanswurscht, du! Glei werden's dir eine verpassen, Saubischel!“

Der Alois bleibt vor lauter Schreck liegen. Doch der Pratzen August wischt ihm eine auf die Haxen, daß er weiterkriecht.

Jetzt sind sie alle durchs deutsche Verhau. Weiterkriechen? Mit ein paar Sprüngen wär' man doch im Graben? Gedacht, getan! Hupp, ist der Vater drunten. Der Schwarze kollert sich über die Brüstung. Dann kommt der Joseph gesprungen und zuletzt die beiden, der Alois und der August. Da sie zugleich springen, schlagen sie mit ihren Schädeln hart gegeneinander und fallen wie Mehlsäcke in die Tiefe zum Gelächter der Kameraden, die zusammengelaufen sind, den Joseph und den Vater zu begrüßen.

Der Joseph ist der Held der ganzen Kompagnie... der Joseph. Jeder drückt ihm die Hand, und jeder möchte sagen: „Fein hast du das gemacht, Bubl" Doch keiner mehr sagt zu ihm: „Bubl" Sie sagen von heute ab alle: „Du, Joseph Steffel! Fein hast du das gemacht, Kameradl"

Er ist ein Mann wie sie, ein stiller, junger feldgrauer Held.

Der Gefreite Willy Fritsche.

In der Ruhestellung im Rouvre-Gehölz geht es lustig zu. Wohl an die zwanzig kleine nußbraune Blockhäuser stehen unter dichtem Tannenbehang gegen jede Sicht gedeckt, und ein frisches Wässerlein fließt mitten durch das schmale Wäldchen einer Mühle zu, die weiter hinten trotz Krieg und Geschützgerumpel ihr fleißiges Lied der Arbeit singt.

Im Rouvre-Wäldchen unweit des Herbeviller Waldes, der sich breit vor die Verdunforts legt, ist heute große Wäsche.

Die erste Kompagnie eines sächsischen Infanteriebataillons ist aus den versumpften Waldniederungen vor dem feindlichen Festungsgürtel hierher auf acht Tage in Ruhe gegangen.

Der Frühling ist zugleich eingezogen mit Abertausenden von gelben Schlüsselblumen, die das Gehölz umläuten, daß es selbst dem abgestumpftesten Kriegsmann ins Herz dringt.

Am Wässerchen knien ein Dutzend Feldgrauer nebeneinander wie die Waschermädel an den Trögen, die in belgischen Dörfern auf den Marktplätzen stehen. Aber die belgischen Mädel haben keine kurzen Stummelpfeifen im Mund,



wenn sie Wäsche waschen, und außerdem werden sie wohl des öfteren diesem Geschäfte obliegen als feldgraue Kämpfer, die nur selten zu derlei Gelegenheit haben. Die Wäsche sieht dann auch danach aus!

In einem aber scheint kein Unterschied zu sein zwischen den so verschieden gearteten waschhungrigen Menschenkindern: es geht laut und lustig zu.

Jetzt ist dem Fritsche seine Pfeife ins Wasser gefallen, ausgerechnet wieder mal dem Fritsche seine!

„Mensch, wenn de deine Pipe im Maul hast, kannste doch beim besten Willen nicht egal schwafeln! Un' nu' macht der Kerl noch nichemal sei' Maul zu! Willy, der Magen werd dir kalt! Willy, du kriegst de Maulsperre! Willy, deine Pipe geht Fische angeln!"

Alle lachen, nur der Willy Fritsche vom letzten Ersatz lacht nicht, stößt zwei allzu Aufdringliche zur Seite und watet in den Bach hinein, seine Pfeife wieder zu holen.

Willy Fritsche ist ein eigener Mensch. Als Sohn eines begüterten Kaufmanns war er gegen seinen Willen bis zum heutigen Tage „reklamiert", das heißt, er mußte an Vaters Statt das Geschäft führen. In der kleinen Provinzstadt aber wurden es der Männer immer weniger, schon hatten die Alten einrücken müssen. Frauen gingen schwarzverhüllt daher, Mütter von vielen Kindern, und der junge Bursch, der Willy Fritsche wußte noch immer nicht, was Krieg und eines starken und gesunden deutschen Menschen Pflicht ist.

Oho, der Willy Fritsche wußte das gar wohl. Wiederholt hatte er der Mutter bittere Vorstellungen gemacht, daß man ausgerechnet *ihn* „reklamiert" habe. Doch immer hieß es: wer soll das Geschäft führen, wenn auch du nicht mehr da bist? Hans, der Jüngste, war erst vierzehn Jahre alt.

Von Monat zu Monat ging Willy Fritsche unruhiger umher. Es trieb ihn, es packte ihn nachts im Traume, er sah die seelische Not anderer, und eines Tages ging er fort, ohne jemandem Lebewohl zu sagen: er mußte, sein Herz verlangte es, das Herz, das an Deutschland hing, wie das von Millionen der jungen Kameraden da draußen.

Der Mutter schrieb er dann aus der Kaserne einen Brief: „Liebe Mutter! Lange kann's ja nicht mehr dauern, und Hans wächst auch heran. Sieh dir die Frauen an, die hinter dem Pflug herschreiten und das Feld bestellen wie einst ihre Männer. Du hast es leichter. Das Geschäft ist in Ordnung. Der alte Jochen hat es nach Vaters Tode, damals, als auch ich noch fast ein Kind war, gut geleitet. Er soll es weiter tun. Mich ruft die größere Pflicht! Sei nicht böse, daß ich so gegangen bin, so ohne jedes Lebewohl. Ich kann dich nicht weinen sehen."

Mit keinem Menschen hat Willy Fritsche über seine innere Not jemals gesprochen. Er machte dergleichen mit sich selbst



ab, und das mußte er immer öfter tun, je mehr er unter die harten Menschen kam, die nun seit Jahren vor dem Feinde lagen und den Tod an ihrer Seite hatten.

Sie sahen zuerst einen Duckmäuser in ihm, der sich eine

recht gute Weile vom Kriegsdienst gedrückt hatte und nun von der Heimatbehörde beim Schlafittchen genommen worden war: so, mein Jüngelchen, jetzt haben wir dich endlich! Und nun raus mit dir aus der piekfeinen Sonntagskluft und rin in den Drillich!

So oder so ähnlich bewerteten ihn alle Kameraden der Kompagnie und spöttelten über ihn, wo sie nur konnten.

Derbe Manieren lagen dem Fritsche nicht. Auch sie mußte er sich erst angewöhnen. Da verfiel er auf einen Gedanken. Er, der sonst so Schweigsame, begann mit einem Male immerzu das große Wort zu führen, zu reden, wo er nur konnte, Witze zu machen, die mit ihm gar nicht übereinstimmten, kurzum: er wurde das Unikum seiner Kompagnie. An ihm ließ man alles aus, weil man glaubte, er fühle es doch nicht!

Und nun war wieder mal seine Pfeife ins Wasser gefallen! Den ganzen Tag über gab das Anlaß zu derben Späßen, und erst abends in der Kantine ebbte das etwas ab, denn hier hatte sich Willy Fritsche dem Witze seiner Kameraden durch eine eigenartige Idee zu entziehen gewußt.

In einer Kantine hockt man gewöhnlich an den hölzernen Tischen bei einem Glase Bier, das in Ruhestellung nicht fehlen durfte; raucht und schmaucht und singt die ewig alten Soldatenlieder zu irgend einem Instrument.

Die Sachsen hatten einen „Zerrwanst“ mitgebracht. In Hamburg nennt man das wohl ein „Schifferklavier“, im Schwabenland ein „Ziegamlederle“ und hochdeutsch eine „Ziehharmonika“.

Wenn es aber recht laut zugeht, und das ist die Hauptsache in einer Feldkantine, dann versickert jede Zerrwanstweise im Geschrei gröhlender Soldaten. Da kam Willy

Fritsche ein Gedanke! Er holte sich in der Feldküche vom Holzstapel einen ordentlichen Stecken, setzte ihm ein paar Querhölzer obenauf und hing daran leere Konservenbüchsen. Wenn er mit diesem Stecken ordentlich auf den Boden stampfte, gab das einen Höllenspektakel. Mit Halloh wurde seine Erfindung belohnt, und dann ging's Abend für Abend im Ruhequartier des Rouvre-Wäldchens los! Auch heute hatte sich Willy Fritsche aus dem Gelächter und Gewitzel, das man ihm der verlorenen Pfeife wegen angehangen hatte, zu seinem sonderbaren Instrument in die Kantine gerettet. Dicker Qualm und stickiger Dunst lag über dem engen Raume. Etwelche Kameraden gröhlten das Lied von der „Annemarie". Andere schlugen mit den Fäusten auf die Tischplatten, daß die Gläser einen Veitstanz aufführten. Langes Albert hatte ein Schlüsselbund aus der Tasche genommen und schlug damit gegen einen Teller, und Fritsche Willy trampelte mit seinem dröhnenden Stecken nur so auf dem Boden herum.

Draußen fiel die Nacht zur Erde. Draußen sagten fern, ganz fern ein paar schwere Geschütze ihre derben Sprüche auf. Draußen baumelt Soldatenwäsche an Drahtseilen, die von Baum zu Baum gespannt worden sind.

Draußen jagen Ordonnanzen am Rouvre-Wäldchen vorbei.

Die erste Kompagnie achtet ihrer nicht. Die erste Kompagnie ist doch eben erst in Ruhe gegangen.

Feuerüberfall — wer hört das im Getöse der klappernden Blechdosen! Und doch rast seit einer Stunde schweres Artilleriefeuer von Fort Douaumont bis zum Winterberg hinunter, doch steht der ganze nächtliche Himmel in dauerndem Zucken aufsprühender Abschußflammen.

Plötzlich ist auch in der Kantine Ruhe, eisige Ruhe. Der Feldwebel Hermann ist gekommen und hat gesagt: „Gameraden, vorn is' was los! Unsere dritte Gompagnie liegt in schwerem Feuer. Jede Minute ganns heißen, einschwärmen! Macht eich fert'g!"

Einer nach dem andern ist in sein Blockhäuschen gegangen. Einen Tag in Ruhe, und nun schon wieder vor. Den Franzmann soll der Teufel frikassieren!

Willy Fritsche hat sein Instrument in eine Ecke gestellt. Fast zärtlich ist seine Hand noch einmal über die Blechdosen gefahren, denn sie hatten ihn für ein paar Stunden dem Gespött entzogen. Nun wird es wieder losgehen von früh bis spät. Wenn ihm doch der Himmel einen Wink geben würde, wie er das alles ändern könne.

Und der Himmel gibt ihm einen Wink!

Die Nacht geht vorüber, ohne daß man vorrücken muß. Das Feuer hat nachgelassen. Sturmbereit liegen die Soldaten der ersten Kompagnie auf ihren harten Holzpritschen. Der Morgen dämmert auf. Appell wird befohlen. Längs des Baches steht Zug um Zug.

Der Kompagnieführer verliest die üblichen Tagesbefehle und will die Leute gerade wieder entlassen, da jagt eine Ordonnanz heran und übergibt ihm eine Meldung.

Die eben noch freudigen Gesichter der Kompagnie erstarren: jetzt gehts bestimmt los! Verflixte Schweinerei!

Es geht nicht los, aber der Kompagnieführer sagt: „Kameraden, wir müssen Ersatz stellen zur Bedienung der Förderbahn!"

Über die verwitterten Gesichter geht ein spöttiges Lächeln: Nanu, so was war doch noch nicht da! Einer sagt halblaut:

„Fritsche, jetzt gannste Logomotivfiehrer wer'n!“ Andre lachen. Der Kompagnieführer ist sehr ernst: „Hier gibts nichts zu spotten, Kameraden. Der Franzmann hat unsere sämtlichen Zufahrtsgeleise aufgeklärt. Er schoß sich gestern Nacht darauf ein. Die Schienen sind weithin zerstört, zwei Züge zerschlagen und . . . sechzehn Kameraden tot!“

Sechzehn Kameraden an der Förderbahnstelle sind tot? Wie oft hatte man sie beneidet, daß sie ungestört spazieren fahren durften durch die sonnigen Frühlingstage, durch einen weiten, stillen, schußfernen Wald . . . und nun hat sie's doch erwischt!

Der Hauptmann wiederholt jedes Wort noch einmal und fragt dann unvermittelt: „Wer meldet sich freiwillig?“

Freiwillig? Jetzt, wo man gerade in Ruhe sitzt! Keiner tritt vor! Doch einer: Willy Fritsche.

Alle sehen ihn an. Kein Fünkchen Hohn und Spott ist in ihren Augen, eher Mitleid. Wie, wenn dem Fritsche jetzt etwas zustößt. Dann wären sie ja schuld. Er mag nicht mehr bei ihnen bleiben; sie haben's zu arg mit ihm getrieben. Man möchte ihn zurückziehen und betteln: bleib doch da! Wir lachen nicht mehr über dich! Du gehörst doch zu uns, Mensch! Mach keine dummen Sachen!

Keiner wagt es. Der Willy Fritsche steht einsam vor der Kompagnie.

„Ich brauche acht Mann,“ sagt der Kompagnieführer.

Sieben treten wie auf einen Ruck neben Willy Fritsche, sieben von denen, die es am tollsten mit ihm getrieben hatten. Willy Fritsche sieht sie der Reihe nach an und sieht in klare blaue und graue leuchtende Augen. Die sagen: wir bleiben bei dir, du! Und er fühlt es wie brüderliche, neckische Stöße in

die Seite. Das klingt und singt in ihm: Du . . . du . . . du . . . wir bleiben bei dir, du!

Gegen Mittag rückt das Kommando ab, nur mit Sturmgepäck. Der Hauptmann sagt, es sei nur für ein paar Tage, dann kämen die Pioniere und lösten sie wieder ab. Er gibt ihnen noch Anweisungen, wo sie sich zu melden haben und wie sie dorthin gelangen. Die ganze Kompagnie sieht ihnen nach.

Willy Fritsche schreitet an der Spitze des kleinen Zuges. Er schreitet wie einer, der in den Frühling wandern will und möchte eins singen. Niemand hänselt, keiner spöttelt; jeder hat was Rechtes mit ihm zu reden. Und nun fragt gar einer von ihnen, wie das wohl gekommen wäre, daß er so lange zuhause geblieben sei. Da erzählt Willy Fritsche von all seiner Not und all seiner Scham, und sie glauben es ihm aufs Wort.

Acht Menschen werden acht Brüder.

Ein kleines zerschossenes Dorf liegt vor ihnen, und vor dem Dorfe steht ein Wegweiser. Darauf steht: Grenze des Schußbereichs.

Dem Dorfe merkt man es an, daß es noch drüben liegt in der Armlänge der Granaten: zerspelltes Gestein, angefressenes Dachwerk, eine Kirche ohne Turm und ohne Pforte, Himmel und Altar sehen einander ins Angesicht, die Straße mühsam vom Schutt befreit.

Die acht Brüder schreiten durchs Dorf ohne Namen und schlagen sich seitwärts in einen Wald. Am Saum dichten Gebüschs treffen sie auf die Geleise einer Förderbahn. Und nun stapfen sie über die eisernen Bohlen hin, daß es hell in den Tag klirrt. Nach einer Stunde halten sie am ersten Blockhäuschen, das man „Hindenburg-Haltestelle“ genannt hat. Dort werden sie erwartet.

Ein Pionieroffizier erteilt ihnen Weisung: Von hier ab greift das Bahngeleise bis zu vier Kilometer tief nach den verschiedensten Richtungen in den Wald hinein, läuft zu den Artilleriestellungen und zu den Betonklötzen, in denen man Munition abzuladen hat. Zugzeiten, Gefahrenstellen da und dort werden an Plänen und Karten erörtert, Namen, Haltestellen im Gedächtnis verankert. Zweimal vier Gruppen sind zu bilden. Die eine fährt durch den Totenwald über die Schlammwiese nach dem „Schiefen Eck" und bringt Drahtrollen, Munition, Balken und Verpflegung bis H.St. 3. Das heißt: Haltestelle 3.

Die andere hat den Verkehr zwischen der Hindenburg-Haltestelle und H.St. 4 in Ordnung zu halten. H.St. 4 liegt ein wenig links ab, dem Douaumont zu.

Willy Fritsche gehört zur ersten Gruppe. Er führt sie sogar. Eine Weile hat man Zeit, sich zu verschnaufen, denn erst gegen Abend kann man vorfahren. Die acht Brüder legen sich ins Gras einer Waldblöse und starren in den blauen Himmel. Keiner mag was reden. Jeder hängt den eigenen Gedanken nach, bis der und der einschläft.

Soldaten schlafen zu jeder Zeit, schlafen auch an jedem Ort und in mancherlei Stellung. Das gehört zu ihnen und ihrem absonderlichen Leben.

Willy Fritsche schläft nicht. Er hat die Verantwortung für drei Kameraden übernommen; mehr noch: die Verantwortung für ein Menschenhäuflein, das da vorn in Sumpf und Morast vor den Feuerschlünden der stärksten französischen Forts liegt. Er trägt ihr Schicksal gewissermaßen in seinen Händen. Von ihm wird es in den nächsten Tagen abhängen, daß alles, was da vorn gebraucht wird, auch pünktlich zur Stelle ist. Er wird

der Verbindungsmann sein zwischen ihnen und der hinten liegenden Feldküche. Er wird ihnen die Post aus der Heimat bringen, und er wird den und jenen wie einen Bruder zurückzuschaffen haben, den es erwischt hat.

Willy Fritsche durchdenkt noch einmal und immer noch einmal seine Aufgabe und macht sich ein Bild vom Lauf der Geleise, steht in Gedanken auf der kleinen schnaufenden Lokomotive und kriecht mit ihr vorwärts. Jetzt schießt der Franzmann. Die Lokomotive sollte schneller fahren. Doch das tut sie nicht. Man muß Nerven haben und beobachten können. Wohin schießt der Franzmann? Ein wenig nach links, nun wieder ein wenig nach rechts. Der nächste Schuß könnte auf dem Geleis sitzen, also halt! . . .

Lange liegt Willy Fritsche so neben den anderen. Er liegt auf dem Bauch und starrt auf die Erde.

Langsam, kaum merklich legt der Abend seine Schattentücher aus, erst an den Waldrändern, dann auch über die Wiesen.

Willy Fritsche zuckt auf einmal zusammen. Bebte die Erde nicht eben? Ging nicht ein feines, fernes Schüttern durch sie hindurch bis zu ihm her? Fest drückt er jetzt das eine Ohr an den Boden: es ist so! Das ist der Zug, sein Zug!

Wie er aufspringt, schrecken auch die andern hoch. „Was gibt's, Willy?“ — „Der Zug kommt!“ Da stehen sie alle auf, dehnen sich, stecken die Hände in die Hosentaschen und warten vornübergebeugt auf ihren Zug.

Pustend läuft der durch den Wald, asthmatisch. Dann und wann scheint er sogar zu stolpern wie ein müder Mensch. Dann scheppern die Geleise. Nun er endlich um die Ecke biegt, kommt auch Bewegung in die acht deutschen Soldaten. Sie

gehen ihm ein Stück entgegen, so, wie man etwa jungem Ersatz ein paar Schritte entgegengelaufen ist. Gleich jungem Ersatz wird Lokomotive und Kippwagen auch gemustert. Schließlich sagt einer für die andern zugleich: „Alte gediente Kiste, das!“ Und damit ist die Bekanntschaft geschlossen.

Für die ersten Fahrten soll Willy Fritsche als Führer neben dem Lokomotivführer stehen. Später wird er vielleicht selbst den Zug führen.

Hochaufgepackt sind die sechzehn kleinen Kippwagen. Die einen mit Stacheldrahtrollen, die andern mit Minen, einer mit Sandsäcken und der letzte hat sich die Verpflegung für die Artillerie und die Post aufgehuckt.

Acht Brüder nehmen Abschied voneinander. Willy Fritsche fährt mit seinen drei Kameraden los, immer tiefer in den Abend hinein, nach vorn.

Der Lokomotivführer ist ein junger Kerl aus Bamberg, dreimal schon verwundet und nun, da er Maschinenschlosser ist, zum Dienst auf der Förderbahn kommandiert. Er ist wortkarg, und wenn er mal redet, ist's nur, um aus beengter Brust ein einziges Wort hinauszustoßen: Scheibenhonig!

Willy Fritsche fragt nicht. Wer Leid trägt, muß von selbst den Augenblick finden, sich dem rechten Menschen mitzuteilen. Die Lokomotive pustet und faucht, schmeißt Qualm und Feuer aus dem kleinen dicken Schlot und drängt, ans Ziel zu kommen. Der Wald wird lichter. Fast kein Baum trägt eine Krone mehr. Schließlich gibt es nur noch zerhauene Stümpfe, so weit man zu sehen vermag; und das ist weit, denn die Nacht geht sternenhell auf.

„Scheibenhonig,“ sagt der Bamberger.

Was meint er damit? denkt der Fritsche. Doch er denkt es

nur. Jetzt kommt eine Wiese. Vielleicht haben hier einmal die Rehe gewechselt in der Abenddämmerung und am Morgen. Willy Fritsche ist gern auf die Jagd gegangen.

Kaum aber sind sie auf der Wiese, da fängt Lokomotive und Zug an hin und herzuschwanken, immer ein wenig hin und her, als neige sich die Erde bald nach links, bald nach rechts.

„Was ist das?“ fragt nun doch der Fritsche den Kameraden.

„Scheibenhonig!“ sagt der.

Da reißt dem Fritsche die Geduld: „Bei dir ist wohl alles Scheibenhonig, du? Oder ist das dein ganzer Wortschatz, du? Übermorgen wirst du in Urlaub gehen, und ich sitze dann allein hier . . . hier . . . in deinem ewigen Scheibenhonig! Jetzt sagst du es pfeilgrad raus: warum wackelt die ganze Fuhre so?“

Der Bamberger grinst: „Mensch, dich juckt's wohl? Ich soll wohl abhauen und dich und die ganze Kiste hier versaufen lassen, was? Töne hat der Mensch an sich! Töne! Wie lange bist du denn eigentlich hier draußen, du! Wann haben se dir denn die Eierschalen weggepustet? Gleich laß ich den Karren stehen! Und dann kannste sehen, wie du weiterkommst, du ... du Grünhorn, du!“

Wenn er aber gedacht hat, den Fritsche einzuschüchtern, so irrt er sich: „Hau doch ab,“ sagt Willy Fritsche trocken. „Ich brauch' dich nicht; die Lokomotive bringe ich auch allein nach vorn.“

Jetzt bleibt dem andern die Spucke weg: „Was, du und die Lokomotive? Bist du vielleicht auch Schlosser?“

„Nein, Kaufmann!“

„Und da willst du den Zug führen können?“

„Warum nicht? Das ist doch ganz einfach!“

„Zeig, was du kannst.“ Der Bamberger tritt zur Seite und Willy Fritsche faßt ins Hebelwerk. Greift er einmal falsch, dann hilft der Bamberger nach, ohne ihn auszulachen. Ganz vertieft sind die beiden in ihr Geschäft. Ihr Geschäft, denn von diesem Augenblick an sind sie Kameraden geworden auf Gedeih und Verderben. Die Lokomotive, der ganze Zug, das Wohl und Wehe der Menschen dort vorn ... das gehört jetzt in ihre vier Hände.

So ist das da draußen! —

„Und was ist Scheibenhonig, lieber Kamerad aus Bamberg?“

„Ja, sixt, der ganze Rummel hier. Fünf Monate fahr ich nun schon hin und her, bei Schnee und Eis, bei Matsch und Regen. Immerzu fahren ... immerzu fahren müssen auf der engen Spur dieses Geleises; fahren müssen, wenn der Franzmann Schuß um Schuß herüberhaut, daß einem die Brokken um die Ohren fliegen ... und doch auf der Lokomotive stehen bleiben müssen und machen, daß man durchkommt! Oder an der einen und anderen Ecke nicht weiterkönnen, weil das Geleis zerschlagen ist ... oder bald den und jenen hinter bringen, weils ihn erwischt hat ... siehst du: das alles ist Scheibenhonig!“

„Wärst du denn lieber wieder im Graben?“ fragt Willy Fritsche.

„Tausendmal lieber, sag ich dir! Da hast du doch wenigstens deine Kameraden. Hier bist du immer allein!“

Die ganze breite Wiese ist ein tiefer Morast. Das Geleise ruht auf starken Holzpflöcken, die, tief eingetrieben, festsitzen. „Wenn einer in den Scheibenhonig nausgeschmissen

wird, versauft er, ohne daß du helfen kannst," erklärt der Bamberger.

„Ist dir das schon passiert?" fragt Fritsche.

„Nein, aber es ist so! Gib nur Obacht, daß du über die verflixte Wiese immer gut nüber kommst. Der Franzmann kann hier einsehen und schießt wie verteufelt, wenn er den Zug erspäht hat."

„Du fährst aber doch nur ganz früh oder abends, wenn keine Sicht mehr ist!"

„Das hat dir der Eisenbahn-Bulle wohl erzählt, da hinten? Ja, Scheibenhonig! Schießt der Franzmann mal ordentlich los, müssen die Franken vorne, die Artillerie-Hengste, auch funken. Dann geht die Munition aus, weil in die ollen Betonklötze nicht viel reinzupfropfen ist. Verstehste? Dann gibt es auch Verwundete! Und dann, mein lieber Schwan, heißt es: vor! Immer vor mit deiner Pustkanone, daß die Funken stieben, vor am hellichten Tag. Und das ist wieder Scheibenhonig!"

Jetzt nimmt sie ein kleines Waldstück auf. Das Gestrüpp überwuchert den Erdboden übermannshoch, und aus dem Gestrüpp stechen die gekappten Bäume wie dicke Zahnstocher. „Hier schmeißen wir die Drahtrollen ab. Merk dir das," sagt der Bamberger, hält den Zug an und packt gleich selber mit zu.

Dann geht's weiter, aus dem Wald heraus, über ein schmales Stück grünes Sumpfland hin und wieder in einen Wald hinein, bis plötzlich ein grauer Schuppen auftaucht. Kein Mensch ist zu sehen. Willy Fritsche wundert sich.

Der Bamberger grinst: „Die hamm alle Schiß! Die warten immer eine Weile, bis sie sicher sind, daß der Franzmann

den Zug nicht gesehen und gehört hat. Und wenn der Schangel dann nicht schießt, krabbeln sie aus ihren Löchern raus und stehn rum wie die Maulaffen!"

Der Zug hält. Richtig, nach einer Weile taucht da und dort einer der Artilleristen auf. Den ganzen Krimskrams abladen — das überlassen sie den fünfen, die mit dem Zug gekommen sind. Auch das ist Soldatenart. Die fünfe aber schmeißen den ganzen Kram einfach aus den Kippwagen raus. Der Bamberger rangiert seine Lokomotive um, und schon nach einer Viertelstunde trollert der leere Zug wieder nach hinten ab. Mitzunehmen war heute nichts.

Am vierten Tage fährt Willy Fritsche den Zug allein. Der Bamberger ist auf Urlaub. Die drei Kameraden hocken auf den Kippwagen. Bis jetzt ist alles gut gegangen. Immer galt es nur, ganz früh zu fahren, wenn noch der Nebel Wald und Wiesen zudeckte oder spät abends, ehe die Sterne ihre Lichter entzündet hatten. Auch schien der Franzmann sich auf die faule Haut gelegt zu haben. Er schoß stets morgens um zehn Uhr ein halbes Dutzend mal in den Wald und auf die Wiese. Dann hatte er schon genug. Ob das der Frühling machte? Den vier Brüdern war das recht. Manchmal sehnten sie sich zur Kompagnie zurück, die hinten im schuß-sicheren Rouvre-Wäldchen faulenzte. Dafür aber hatten sie bessere Verpflegung im Schußbereich.

Mit den Franken hatten sie enge Bande bald verbunden. Schon kannten sie jeden einzelnen und wußten, ob der auf einen Brief von seiner Frau und der auf einen von seiner Braut wartete und wer noch die dicksten Päckchen bekam.

Da, am fünften Tage geschah etwas, das den Fritsche Willy ein für allemal vor dem Gespött der Kameraden be-

wahren sollte. Im stillen hatte er sich schon wieder Sorgen gemacht, und immer und immer wieder jagte ihm der Gedanke durchs Hirn: wenn du wieder bei der Kompagnie bist, ist längst vergessen, daß du dich freiwillig gemeldet hast, und dann werden sie wieder Allotria mit dir treiben! Davor hatte er eine unbändige Angst. Am fünften Tage ging's in der Frühe wie immer: ein schwer beladener Zug mußte vorgebracht werden, ein wenig Post wurde zurückgebracht. Gegen zehn Uhr war man bereits wieder in Sicherheit, und der Franzmann mochte schießen, wohin er wollte!

Der Franzmann schoß. Schoß diesmal in einem fort... eine halbe Stunde... eine Stunde... nun schon zwei Stunden und harkte die zerkappten Wälder und Wiesen mit furchtbarer Gewalt.

Der Eisenhagel spritzte nur so herum.

Die vier Kameraden von der ersten Kompagnie lagen schon längst nicht mehr auf ihren Drahtgeflechten auf der Haltestelle „Hindenburg". Sie waren ins Freie gegangen und hatten klopfende Herzen. Heute werden sie uns brauchen, da vorn, dachten sie alle vier, aber keiner ließ dem andern etwas davon merken.

Willy Fritsche stand mit glühenden Augen. Sein Herz schlug einen seltsamen Takt, den gleichen, den er kennen gelernt, als er das erstemal einem Mädel nachgelaufen. . und dann wieder, als er sich freiwillig im Rouvre-Wäldchen gemeldet hatte. So schlug das Herz in Erwartung und Verlangen nach irgend einer Tat. Die Telefonleitungen sind zerschossen. Fernsprecher stapfen nach vorn. Warum sie sich wohl keinen Zug bestellen? denkt der Fritsche. Ich sollte ihnen die Lokomotive anbieten. Dann aber sagt eine innere Stimme:



meng dich nicht in anderer Leute Angelegenheit. Die werden schon allein wissen, was sie zu tun haben.

Gegen Mittag ist die Verbindung mit der Artillerie wieder hergestellt. Eine Meldung kommt: „Drei Verwundete, keine Munition mehr. Wir brauchen ...“

Mehr hört der Fritsche nicht. Er rast hinaus, läßt den Telefonisten allein in der Baracke und stürzt zu seiner Lokomotive. „Was ist los?“ schreien die Kameraden.

„Drei Verwundete zu holen... Munition verschossen!“ brüllt der Fritsche.

Im Nu geht es ans Schaffen. Die stählernen Kolosse, die im ‚Schuppen sechs‘ liegen, werden, sorglich eingepackt in Strohhülsen wie Rhein- oder Moselweinflaschen, zu zweit herausgeschleppt und auf die Kippwagen gelegt. Kippwagen um Kippwagen füllt sich. Fritsche schleppt noch Stroh heran, andere werfen ein paar dichte Tannenzweige drauf. Die Lokomotive prustet, als ob sie es nicht erwarten könnte. Dann: Pfiff und los!

Der Franzmann schießt wie verrückt Lage auf Lage in den Wald, auf die Wiesen. Der Wald schreit, irgendwo knallt ein Echo. Die vier Brüder von der ersten Kompagnie fahren nach vorn. Fritsche steht auf der Lokomotive wie stets. Die andern drei hocken diesmal eng zusammengedrängt auf dem ersten Wagen hinter ihm und zählen Abschuß und Einschlag. Ihnen ist bang zumute. Fritsche fürchtet sich nicht.

Im Totenwald kracht und splittert es immerzu, auf der Schlammwiese spritzen graue Fontänen hoch, und über dem Zuge orgelt und braust es, als ob schwere Eisenbahnwagen ineinander geschoben würden: siiiiiiuuuuuuuiuuu—bardautz... wummwupp und noch einmal: siiiiiuuuuuiiiiii... pardautz... wuuuuuupp. Was mag nur dem Schangel eingefallen sein? Will er die Deutschen täuschen? Ist's ein Störungsfeuer...?

Die kleine Lokomotive pustet wie verrückt. Ob die kleine Lokomotive auch ein Herz hat, das in Ängsten schlägt?

Willy Fritsche hat solch wunderliche Gedanken und hänselt seine kleine Lokomotive. Auf einmal sagt er ganz laut vor sich hin: Scheibenhonig!

Nun muß er lachen. Die Kameraden sehen ihn erstaunt an. Ist der Kerl verrückt geworden? Nein, er stellt die Hebel wie immer und pfeift sich eins dabei.

„Der Fritsche Willy hat nich' ein bißchen Angst," sagt einer von den dreien.

Und er hat Recht.

Das schiefe Eck ist erreicht. An der Haltestelle wartet kein Mensch. Rundum zittert die Erde in furchtbaren Einschlägen. Die vier Kameraden von der ersten Kompagnie werfen wie gewöhnt ab, was sie gebracht haben. Willy Fritsche schreit in den Wald: „He, Xaver, he Maxel! Wo steckt ihr denn?

Wir sind da, bringen Munition und wollen eure Verwundeten holen!"

Niemand antwortet, keiner läßt sich sehen.

Die Granaten heulen und schlagen rundum alles zu Fetzen. Ein dicker Ast haut gegen die Lokomotive. Die drei Brüder ducken sich erschreckt. Willy Fritsche aber streichelt die Stelle seines Dampfrosses, die vom Ast getroffen wurde, mit liebender Hand.

Jetzt halten sie ihn tatsächlich für übergeschnappt.

Willy Fritsche geht trotz des sausenden Splitterhagels in den Wald. Er will ohne die Verwundeten nicht weg und Meldung machen, daß Munition gekommen sei. Bis zum ersten Betonklotz springt er mit ein paar Sätzen und ist im Handumdrehen verschwunden.

Die andern drei haben sich auf den Bauch gelegt, der eine hinter den dicken Stummel einer Eiche, der andere in eine Mulde. Der dritte kauert hinter einem Kippwagen.

Im ersten Betonklotz ist der Batterieführer nicht, sind die Verwundeten nicht. „Wo denn um alles in der Welt willen, Kerls?" — „Da drüben!"

„Was heißt: da drüben?" —

„So ein paar hundert Schritt weiter im Wald!"

Raus geht keiner mit, um dem Fritsche den richtigen Unterstand zu zeigen. Da geht er allein, springt wieder ein Stück mit riesigen Sätzen und merkt, wie es um ihn kunterbunt Eisen und Astwerk hagelt und sieht im nächsten Unterstand nach. Vergebens! Noch drei Betonklötze muß er absuchen. Noch dreimal hört er, wie die Franken fluchen und wettern, daß man verrückt sein muß, gerade jetzt Munition zu bringen. Im Betonklotz sitzt es sich sicherer als an den

Geschützen. Das müßte auch solch ein Kamel von der Infanterie wissen! Wozu denn schießen? Laß dem Schangel sein Vergnügen! Außerdem sind schon zwei Geschütze außer Gefecht gesetzt: Rohrschuß!

Im letzten Unterstand liegen die Verwundeten, sitzt der Batterieführer beim Kartenspiel. Wie der Fritsche in den Klotz stolpert, denken sie, der leibhaftige Teufel sei erschienen.

„Mensch, bei dem Feuer sind Sie vorgefahren? Nicht möglich! Munition haben Sie gebracht ... einen ganzen Zug voll? Und die liegt jetzt vorn am schiefen Eck?"

„Ja, ja, so ist es!"

Aber nun raus, was Beine hat und Arme zum Zupacken! Zugleich werden die Verwundeten zum Zug getragen. Willy Fritsche faßt selbst fest zu, hilft, sie behutsam aufs Stroh betten und rangiert dann am hellichten Tag, und unter Hagelschauern aus Eisen, seelenruhig, als läge tiefster Frieden auf diesem Stück Wald, die Lokomotive wieder vor den Zug hin.

Fluchend schleppen die Artilleristen die Munition in die Betonklötze. Die vier von der Infanterie schleppen mit, bis alles wohl verstaut ist. Dann erst fahren sie los.

Willy Fritsche steht auf seiner Lokomotive und pfeift.

Die Granaten schlagen einen wilden, verzweifelten Takt in Wald und Wiese.

Was kümmert's ihn! Haben sie ihn nicht erwischt, als er von Unterstand zu Unterstand unter ihrem Hagel weggesprungen ist, dann werden sie erst recht jetzt vergebens nach ihm langen. Hinter ihm jedoch im Blau des Himmels hängt eine dicke graue französische Fesselballonwurst. Französische Beob-

achter tasten gerade mit ihren Gläsern den Herbeviller Wald ab. Immer näher kommen sie der kleinen schnaufenden Feldbahn, deren leere Kippwagen nur so übers Geleise poltern und scheppern. Jetzt haben sie den Zug erspäht. Das gibt ein Fressen! Im französischen Fesselballon blitzt es ein paarmal auf: Funkzeichen zur eignen Artillerie! Nun wissen die französischen Kanoniere, daß drüben auf der anderen Seite in einer ganz bestimmten und nur allzugut bekannten Entfernung ein winziger deutscher Förderbahnzug hinkriecht und keucht und richten ihre Rohre drauf. Wie eine Meute Hunde hinter einem Hasen — so wird das sein!

Wenn wir den nicht treffen! denken die französischen Kanoniere und werfen ihre Granaten in die Rohre: Abschuß ... siuui wumm wumm wumm wppp! Einschlag!

Zu kurz, meldet der Fesselballon!

Siuuuiii ... wupp wupp wupp! Zu weit links, meldet der Fesselballon! Ein dritter Schuß, der wiederum auf der anderen Seite zu kurz gekommen ist.

Die Wut der französischen Kanoniere wächst. Das schleichende, kleine eiserne Reptil nicht treffen zu können! Da soll der Teufel reinfahren! Schuß um Schuß jagen sie nun aus den Rohren, immer hastiger, immer schneller, und der Richtkanonier stellt die Visiere nach den Weisungen des Fesselballons. Willy Fritsche weiß nichts davon. Er sieht nur, daß bald da und bald dort und immer ein wenig näher und rascher die Granaten in den Sumpf der Schlammwiese schlagen. Daß dies planmäßig geschieht, daß man es auf ihn und seinen Zug abgesehen hat, daran denkt er nicht! Es wär' auch ein Unfug, den Haufen Munition seinetwegen zu verknallen! Doch die Franzosen haben's ja!

Den drei auf dem Kippwagen hinter ihm wird's gruseliger zumute, je enger sich der dampfende, spritzende Höllenkreis um sie schließt. Auch von den Verwundeten schreit einer: sie sollen Dampf aufsetzen und schneller fahren, sonst landeten sie heute Abend in einer anderen Station! —

Das gibt Willy Fritsche einen Ruck! Was haben die denn? Erst jetzt fängt er an, Einschlag um Einschlag zu beobachten, und wieder läuft das seltsame Gefühl ihm durchs Blut, das er nun schon dreimal verspürt hat.

Der Franzmann macht — weiß Gott — Jagd auf sie! Dem Franzmann wird Willy Fritsche zeigen, wie ein deutscher Soldat darüber die Achseln zuckt. Er prüft die Schnelligkeit des Zuges. Ein wenig wohl könnte er mehr herausholen; doch, wenn es plötzlich zu halten gälte? Ein Schuß aufs Geleise — zu schnelle Fahrt, und alle Wagen würden ineinandergeschoben und zu Kluntsch gefahren. Also bleibt es bei der gleichen Geschwindigkeit!

Plötzlich tut's einen furchtbaren Schlag. Bis in die Lokomotive läuft das Zittern. Die Verwundeten schreien laut auf. Von den drei Kameraden auf dem ersten Kippwagen ist nichts mehr zu sehen!

Im Nu hat Willy Fritsche den Zug angehalten. Doch da saust schon die zweite, schon die dritte Granate her und beide bohren sich mit zischendem Gekreisch in die Schlammerde, brechen sie auf und schmeißen sie haushoch über Lokomotive, Zug und Menschen. Willy Fritsche steht aufrecht und denkt nur immer: Scheibenhonig! Schöner Scheibenhonig, das! Kein Splitter trifft ihn. Die Lokomotive ist heil geblieben, aber alle Kippwagen liegen auf der Seite, und die Verwundeten stöhnen zum Gotterbarmen.

Wo sind deine drei Brüder? Im Nu ist Willy Fritsche von der Lokomotive runter und steht bis an die Knie im Schlamm. Pfuideibel nochmal! Im Schlamm watet er, so rasch das geht, immer dicht am Geleise entlang und ruft dabei nach den anderen. Zunächst rührt sich nichts. Dann erscheint ein Stückchen weit in der Wiese drin ein über und über mit Schlamm getünchter Kerl. Nicht weit davon taucht ein zweiter, ein dritter auf. Willy Fritsche muß furchtbar lachen. Den dreien aber ist nicht nach Scherzen zumute. Sie wischen sich immerzu das Gesicht und spucken den Dreck aus, den sie beim Hechtsprung in das Schlammbad in den Mund gesackt haben. Der Luftdruck der feindlichen Granate hatte sie hoch im Bogen von ihren Sitzen gehoben.

Endlich sind sie wieder am Zug. Keiner ist verwundet, und nun packen sie zu viert an, die Kippwagen wieder recht aufs Geleis zu stellen.

Der Beobachter im französischen Fesselballon hat den Kanonieren gemeldet: Förderbahn zusammengeschossen! Das Feuer ist eingestellt worden.

Der Beobachter im französischen Fesselballon ist schon wieder auf der Suche nach einem neuen Opfer, sonst würde er sehen, wie vier deutsche Infanteristen im Schweiße ihres Angesichts, tief im Morast stehend, den angeblich zusammengeschossenen Zug wieder aufrichten und Wagen um Wagen aneinanderkoppeln. Glück haben sie gehabt, denn alle Kuppelungen sind heil geblieben. Nun steht der Zug wieder. Die Verwundeten treiben zur Eile. Noch einmal möchten sie dieses ‚Vergnügen' nicht durchmachen.

Einer drückt dem Fritsche die Hand und sagt: „Hab Dank, Kamerad, daß du bei uns geblieben bist!"

Nanu, denkt der Fritsche, ist das was Besonderes? Sollte ich etwa ausreißen und alles und alle im Stich lassen? Komischer Kerl der Kamerad von der Artillerie! Muß schlimme Erfahrungen gemacht haben!

Näher und näher rückt der schützende Waldrand. Bald wird der kleine zitternde Wurm hineingekrochen sein. Da dreht der französische Beobachter sein Glas noch einmal nach der Stelle hin, wo der zusammengeschossene deutsche Zug liegen muß.

Mal de Dieu! Boches miserables! Der Zug ist fort . . . !

Der zappelige französische Monsieur sucht mit dem Glas das deutsche Geleis ab. Halt! Dort kriecht ja noch der Zug, dicht vorm Waldrand! Und wieder blitzen Funken im feindlichen Fesselballon, wieder werden französische Geschützrohre gestellt und abermals prescht es in wildem Gejohle über Meilen her und haut sich knapp vor dem Zug in Schlamm und Erde. Diesmal scheint es noch gefährlicher zu werden, denn der Boden ist fester. Die Granaten packen ihre Splitter nicht in die weiche, dicke Watte des Schlammes. Splitter, Splitter, Splitter sausen, heulen und reißen der kleinen Lokomotive den Leib auf, daß sie schwankt.

Eine Sekunde nur überlegt Willy Fritsche, was er tun soll. Bis zum Walde ist es immerhin noch weit, außerdem ist das Schußfeld der französischen Artillerie noch groß genug, um den Zug auch im Wald zu erreichen. Also Weiterfahren sinnlos. Hier gilt es Menschenleben! Und schon ist er runter von der Lokomotive, schreit die drei Brüder an, daß sie mit ihm die Verwundeten aus den Kippwagen nehmen und seitab in den Wald tragen sollen!

„Seitab . . . so weit als möglich . . . ihr zwei nach der

Seite ... du, Max und ich nach der andern ... Wen's trifft, trifft's! Gottbefohlen, los!"

Zu zweit laden sie sich die Verwundeten auf. Einer hum-



pelt von allein mit. Die Todesnähe gibt ihm Kräfte. Willy Fritsche nimmt ihn etwas auf seine Schulter. Es geht. Der Franzmann schießt wie irrsinnig, doch er schießt zu weit. Er hat sich täuschen lassen und ist mit den Rohren der Fahrtrichtung des Zuges gefolgt. So kommen die deutschen Sol-

daten unverletzt in den Wald und suchen nach einem sicheren Unterstand.

Der französische Beobachter springt von einem Fuß auf den anderen aus lauter Wut. Da reißen die deutschen „Schweine“ aus und lassen sogar ihren Zug im Stich. Den zusammenzuhauen, lohnt sich kaum noch, und abermals läßt er das Schießen einstellen.

Es wird Abend. Grau zieht es über die Schlammwiese her, grau kriecht es in die Wälderfetzen hinein. Graues Leintuch, von unsichtbaren Händen gewebt, deckt die tausendfach verwundete Erde zu.

Willy Fritsche ist indessen zu den anderen hinübergegangen und hat nachgesehen, ob alle gut untergeschlüpft sind. Dann hat er sich auf die Lauer gelegt, um beobachten zu können, was mit seinem Zug geschieht. Grad die aufgerissene Seite an der Lokomotive hat er sehen können. Nicht gefährlich, sagt er halblaut vor sich hin. Nur die Blechwand ist getroffen. Dann lacht er einmal ganz laut auf über die tolpatschigen französischen Kanoniere, die nicht einmal einen müde dahinkriechenden deutschen Förderzug treffen, obwohl ihnen die Entfernungen genau bekannt sind.

Da das Feuern eingestellt worden ist, glaubt der Fritsche an eine neue Täuschung: Die wollen nur sehen, ob wir wieder aus dem Wald herauskriechen! Er bleibt liegen.

Dann kommt der Nebel, und jetzt ist es Zeit, wieder zum Zug zu gehen, nachzuschauen, ob man noch fahren kann, dann die Kameraden und die Verwundeten holen und heimschlendern!

Jawoll: heimschlendern, denn jetzt dünkt es ihm, als brauche man ein wenig Erholung.

Still bleibt es, friedvoll still.

Nach einer Weile nur rattert eine kleine Förderbahn mit Willy Fritsche auf der Lokomotive, drei verwundeten Kanonieren in den Kippwagen und drei scherzenden deutschen Infanteristen durch den Wald der Hindenburgstation zu.

Von dort läuft eine Meldung über den Draht nach der Rouvre-Ruhestellung. Der Pionieroffizier berichtet von der Tat Willy Fritsches und seiner Kameraden.

Beim Appell am leis rauschenden Wässerlein erfährt es die ganze erste Kompagnie. Nun ist nur noch von Willy Fritsche die Rede, und einer nimmt den Stecken mit den Blechnäpfen, stößt ihn auf die Erde, daß es nur so scheppert und klirrt und läßt den Fritsche hochleben!

Die beiden Urlauber.

Läuse gibt's überall da draußen im Westen und Osten, im Süden auf dem Balkan, bei den Deutschen, Franzosen, Engländern und — na, überhaupt bei allen richtigen Feldsoldaten!

Deshalb heißt die Champagne noch lange nicht die „Lausechampagne". Dazu gehört mehr!

Da muß schon die Stellung „lausig" sein, zerharkt und zerfurcht von Granaten, schlammig und schmierig wie aufgeweichte Kreide und . . .

Ja: aufgeweichte Kreide. Vielleicht hast du, mein lieber junger Freund, dir einmal ein paar Pfündlein Kreide von deiner Mutter kaufen lassen, um irgend ein Modell zusammen zu kluntschen. (Mit Kreide kluntscht man nur!) Vielleicht hast du dann in dem angefeuchteten, zähen Kreidebrei mit den

Händen und Fingern so lange herumgemengt, bis dir alle Lust zum Modellieren futsch gegangen ist?

Und nun stell' dir mal ein mächtiges Stück Erde in Frankreich vor, das aus nichts als aus solch kluntschiger, schmieriger Kreide besteht! Ja, was sag' ich: die Erde nur? Nein, auch die Häuser bauen sie dort aus Kreide und die Ställe, sogar die Schweinekofen. Mittenmang unter die Kreide schieben sie auch ein paar Holzbohlen und Steine, die ihnen der nächstbeste Sturzregen schön säuberlich wieder herauswäscht. Die Straßen sehen immer aus, als ob tausend Bäcker zehntausend Pfund Mehl mit ebensoviel Litern Milch vermengt und weggegossen hätten. Ist das eine Soße!

So dauert es auch nicht lange, dann fällt ein Schweinekofen oder ein Stall oder ein Haus ein. Macht nichts. Man läßt es zusammenfallen! Läßt es weiter und weiter zusammenweichen wie eine in Wasser gestippte Semmel, und baut sich ein neues Haus daneben auf. Eine feine Straße gibt das, aber schließlich sollen ja auch hier keine Fremdenverkehrsplätze entstehen.

Ob es überall in der Lausechampagne aussieht wie gerade an der Stelle, an der unsre beiden Urlauber, der Xaver und der Maxel aus München ausgeladen werden, das wissen sie nicht. Das schert sie auch wenig.

Es ist noch früher Morgen, dämmerig und dunstig. Ein feiner Sprühregen fährt den beiden Bayern ins Gesicht.

Zunächst haben sie sich einmal gestreckt, die Arme weit hinausgestemmt in die Luft, das Maul sperrangelweit aufgerissen und laut gegähnt, wie es so ihre Art ist!

Der Xaver hat den Maxel angeschaut, der Maxel den Xaver.

Dann hat der Xaver den Maxel gefragt: „Du, woißt au,

welches von dene boide Löwe an der Feldherrnhallen der preißische un' welches der bayrische is?"

„Lackel," hat der Maxel nur geantwortet — „der, wo's Maul so aufreißt, dös is der preißische! Des solltest längst wisse!"

Aber der Xaver moint, sell sei nit wahr, denn eben habe auch der Maxel sei Mäu so weit aufgerisse, als es de Preißen garnit fertig bringe!

Der Maxel schaut giftig drein. Dann schieben beide los. Heute abend sollen sie in der Stellung sein, und das ist noch ein gut Stück Wegs.

Die Stellung liegt rechts und links der Höhe 107 und „ja, Sakrischneid," sagt auf einmal der Maxel, „da wer'n also pfeilgrad wieder wir vorn lieg'n, un' die Sachsen san in Ruh!"

„Und saufen's unser guetes Bier weg," fügt der Xaver zu.

Sie sollten sich nicht getäuscht haben, denn die Sache verhielt sich so: vor der Höhe 107 liegt eine Riegelstellung, in der es immer, wenn es dem Franzmann einfiel anzugreifen, schwere Verluste gab. Und der Franzmann griff heuer öfters an denn je zuvor.

Erst liegen die Bayern in der Riegelstellung, dann die Sachsen; dann wieder die Bayern und, damit alles schön in der Ordnung bleibt, sind die Sachsen wieder eingerückt.

Kamen die Bayern in Ruhe, gab's Urlaub; und bei den Sachsen war's genau so.

Der Xaver und der Maxel sind Bierbrauer, Träger der edelsten heimatlichen Zunft, stramme Burschen, vierschrötig, ungeschlacht, gutmütig und a bissel — na reden wir nicht davon! Zu Hause haben sie sich im himmelblauen Bett an der Isar ausgeschlafen, sind von einem Bräukeller zum

andern gestapft und haben festgestellt, daß bayrisches Bier, das „versandt wer'n muaß, koa bayrisch Bier net is!“

Im Handumdrehen war der Urlaub zu Ende. Ade himmelblaues bayrisches Land, ade Vaterland! Eh' man sichs versehen hat, war man schon wieder überm Rhein drüben und tief in Frankreich drin.

Inzwischen sind ihre Kameraden vorn in Stellung gegangen, so daß die beiden Urlauber die Sachsen im Ruhelager antreffen werden.

Inzwischen ist auch noch etwas geschehen, was sie aber nicht erfahren werden: Die Riegelstellung wird geräumt, sobald ein feindlicher Angriff droht.

Daß es nun gleich wieder in den Schlamassel geht, ärgert die beiden nicht so sehr, als daß sie die Sachsen hinter bayrischen Bierkrügen antreffen.

Das Ruhelager ist schuß-sicher. Baracke an Baracke lehnt sich an einen Berghang. Es sieht alles grad aus wie eine bayrische Sommerfrische.

Und da hocken die Sachsen drin!

„Teifi! Teifi!“ sagt der Maxel und spuckt aus.

„Den Hals mecht i dene umdrahn!“ fügt der Xaver hinzu.

„So,“ fährt ihn der Maxel an, „so, wann aber die Sachs'n im Summer bei dir d'Zimmer bestöll'n un' ös Geld bei dir verfress'n, du . . . !“

„Dann is dös ebbes andres,“ lacht der Xaver.

Eigentlich sollt man ein wenig zu den Sachsen hinsitzen. Man hat ja noch viel Zeit, und das Bier . . . na, wenn's auch schon ein Versandbier ist . . . aber, wer weiß, ob's noch welches gibt, wenn man selber in Ruhestellung kommt.

Die Sachsen singen:

Un' als das Mädchen mich angebliggt,
da floh sie rasch in den Wald zerrick
hinter Metz bei Baris, bei Schalong.
Doch da schprang ich uff se zu,
schprach: mei' Gind, was flieschst denn du
hinter Metz bei Baris, bei Schalong!

Zwei spielten Mundharmonika dazu. Der Xaver dachte: das kann ich besser und schob schon den Maxel zu der nächsten Bank hin.

„Sei schtat," wehrt der Maxel, „erscht gang i in die Kantin' un' hol mir an Tabak!"

Da der Xaver aber seinen Maxel nicht einen Schritt allein gehen läßt, stapfen sie beide zur Kantine hin.

Plötzlich bleibt der Maxel wie angewurzelt stehen und starrt auf die Holztafel, auf der Speisezettel, Tagesbefehle — kurzum alles angeheftet wird, was für den Soldat wissenswert scheint.

„Teifil Teifil" entfährt's dem Maxel, „so weit san mer scho' ... so weit ...!"

Und der Xaver liest halblaut: „Frisches Fleisch und Wurst wird von jetzt ab hier quittiert, ebenso Gefangenenfleisch!" —

Mit dieser militärisch etwas kurz gefaßten Bezeichnung war die Fleischverpflegung für die Gefangenen gemeint, die im Kampfabschnitt beschäftigt waren. Diese Fleischportionen mußten hier in der Kantine empfangen werden. Die beiden Urlauber jedoch faßten die Bezeichnung wörtlich auf.

„G'fangenenfleisch .. na, dös sag' i dir, Maxel, dös freß i net!"

Dem Xaver ist ganz tappig im Gehirn geworden. Dem Maxel geht's nicht anders.

Tabak und Bier sind vergessen. Sie stapfen der Stellung zu. Eine lange Weile hat keiner etwas gesagt.

Die Sterne stehen sauber ausgerichtet am Himmel. Der Maxel schaut immerzu nach oben und sagt: „Sixt, Xaweer, die han's guet!"

„Wer ... die?" fragt der Xaver.

„Na, die Engeln ... wenn der Mensch gestorb'n is', wird er doch an Engel und dann kimmt er auf'n Stern, jeder auf an Stern für sich. Deshalb hat's doch au suviel Sternerln, Xaweer."

„Ah su ... un' wann's nu so am Sternerl einifallt, als Schnupp'n abizugehn, was dann?"

„Jo — was dann ... dann fluigt der Engel halt ins ... ins ... na woast denn garnit, wie mer des nennt, du?"

„Na!" —

„Jetzt hoab ich's ... ins Nirfana!"

Der andere lacht laut auf: „Du, gib fei Obacht, daß d' net selber in dei Nirfana fliegst ..."

Schon zu spät. Maxel ist die Länge lang über eine Stacheldrahtrolle gestolpert und hat sich den Rock aufgerissen. Wie er sich wieder aufgerafft hat, flucht er, was das Zeug hält, schweigt und fragt ganz verdutzt: „Wie kimmt jetzt au die Rollen daher? Schweinewirtschaft! Natürlich, die Sachsen! Die hamm die Sachsen liegen g'lassen!"

„Ja," sagt nun auch der Xaver, „seitdem mir mit dene Schlawiner d' Stellung wechseln, bleibt der Dreck all'weil an uns hange, und außerdem scheinen's mit dem Schangel an Bündnis g'schloss'n z' hamm!"

„A geh!"

„Is dir dös no nit aufg'falln?"



„Na!“

„Sixt, das kimmt drvon, daß d'allweil mit Ochsen umgehst!“

„So? Aber grad san doch mir zwoi beianand!“

Der Xaver bleibt stehen: „Du, dös will i d' sag'n: koane falschen Anschpuilunge gibts net, verstehst?“

Der Maxel grinst nur. Dann stapfen sie weiter.

Nach einer Weile fragt der Maxel: „Na, wie is denn dös mit dene Sachsen un' dem Schangel?“

Jetzt antwortet der Xaver ganz ruhig: „Aufg'fallen is mir, daß der Schangel alleweil angreif'n tuat, wann mir in Stellung un' d' Sachs'n in Ruh' san!“

„A so!“

Sie bleiben wieder stehen, sehen sich an, sehen sich auch um, und schließlich sagt der Xaver: „Du, Maxel, aber jetzt fallt mir scho wieder was auf!“

„So, was denn?“

„Ja sixt. Jetzt fallt dir scho wieder was net auf! Du muast mehr mit g'lehrte un' studierte Leit umganga!“

„So,“ schreit jetzt der andere, „bischt du vielleicht so an G'studierter, du?“

„Na, hoab i dös vielleicht gsagt?“

„Nu’ red’ net daher und sag’ endlich, was dir aufg’falln is!“

„Du, mir san falsch!“

„Was san mir?“

„Auf’m falschen Weg san mir!“

„A so . . . un’ des fallt dir erscht jetzt ei?“

„I hob’s doch au erscht jetzt g’mirkt!“

„Und willst allweil der Schlauere san!“

Sie stehen wie angewurzelt. Um sie herum ist dichtes Kieferngebüsch, ein wenig übermannshoch. Kieferngebüsch, so weit sie sehen können, und die Nacht ist auch da, dunkle Nacht.

„Xawer, ’s hot keinen Zweck, daß m’r weiterlauf’n; geh her, hau’n m’r uns hin un’ schlof’n eins!“

„Hunger hoab i,“ sagt der Xaver.

„A so, dann essen m’r erscht!“

Der Xaver sitzt schon, macht den Affen auf, greift einen Laib Brot und eine schwarze Wurst heraus, nimmt das Messer aus dem Stiefelschaft, und — der Maxel macht das genau so.

Das dauert eine Weile. Dann sagt der Xaver: „Mir hätten uns in der Kantine a Maß Bier mitnehmen soll’n!“

Dann legen sich beide der Länge nach auf die Erde und wollen schlafen.

Der Xaver aber schaut in den Himmel und denkt an Zuhause; ’s war doch schön in München . . . und im stillen summt er:

So lange der Peter-, der Peter-,
der Petersturm noch staht . . .
so lange die griene Isar durchs
Münchener Städtel gaht . . .

„Kruzitürken nochmal!" schreit er plötzlich auf.

„Hat dich was g'stochen?" fragt der Maxel.

„Du," sagt der Xaver erregt, „schau doch, schau doch, der Schangel läßt Sternerln vom Himmi fall'n!"

In die stille Nacht hinein regnet es Leuchtkugeln.

Angriff ohne vorhergehenden Feuerüberfall? Das wäre neu, aber warum nicht möglich?

Die beiden springen auf, schnallen den Affen fest und stolpern in die Nacht weiter. Vorwärts, nur vorwärts! Irgendwo muß man doch auf einen Graben treffen. Aha, das ist schon einer! Nur rein! Und immer drin weiter ... jetzt zweigt er ab! Kein Mensch zu sehen! Weiter! Weiter, immer von Graben zu Graben, nun ein wenig links gehalten!

Ach, jetzt hat man freien Blick ins Tal hinunter.

Da schlägt's auch schon drüben bei der französischen Artillerie los: Krach — pardautz! Krach — pardautz! Und nochmal Krach — pardautz! Das Feuer liegt weiter rechts. Es gilt ihnen nicht! Wenn sie nur wüßten, wo sie stecken!

Sie bleiben stehen.

„Sperrfeuer," sagt der Maxel.

„Ja," antwortet der Xaver. Sonst nichts.

Im weißen Dunst der Talsenke bewegt sich was. Das haben sie noch nie gesehen: wie wenn blaugraue Geister auf leisen Sohlen herankämen. Der Mond steht silberhell über allem.

Nun schwenkt ein Flügel da unten ab ... ein kleiner Rest schleicht weiter auf sie zu ... ein paar Mann nur ... näher, immer näher. Sie haben ein Maschinengewehr ...

„Max," sagt der Xaver, „komm, wir schauen, daß wir tiefer ins Gehölz kommen!"

Sie kriechen ein wenig zurück, so weit, daß sie das Tal grad noch übersehen können.

Jetzt belfert es links drüben los: Maschinengewehre, deutsche Maschinengewehre. Nun Handgranateneinschläge, kurz, krachend, und schließlich schießt auch die deutsche Artillerie wie besessen.

Es ist ein Höllenkonzert, aber, da es die eigenen Kameraden anstimmen, freut's die beiden.

In den blaugrauen Reihen wankt und stürzt es, zerteilt sich, wirft sich hin, und ist wie weggeblasen. Nur die drei Franzosen mit dem Maschinengewehr stürzen wie gehetzte Hunde auf das Kieferngebüsch los, hinter dem die beiden Urlauber liegen. Am Rande, keine Armlänge von ihnen, werfen sie sich hin und machen das Gewehr fertig. Streifen um Streifen belfern sie in die Nacht. Da stehen Hunderte im Grunde wieder auf und stürmen vor.

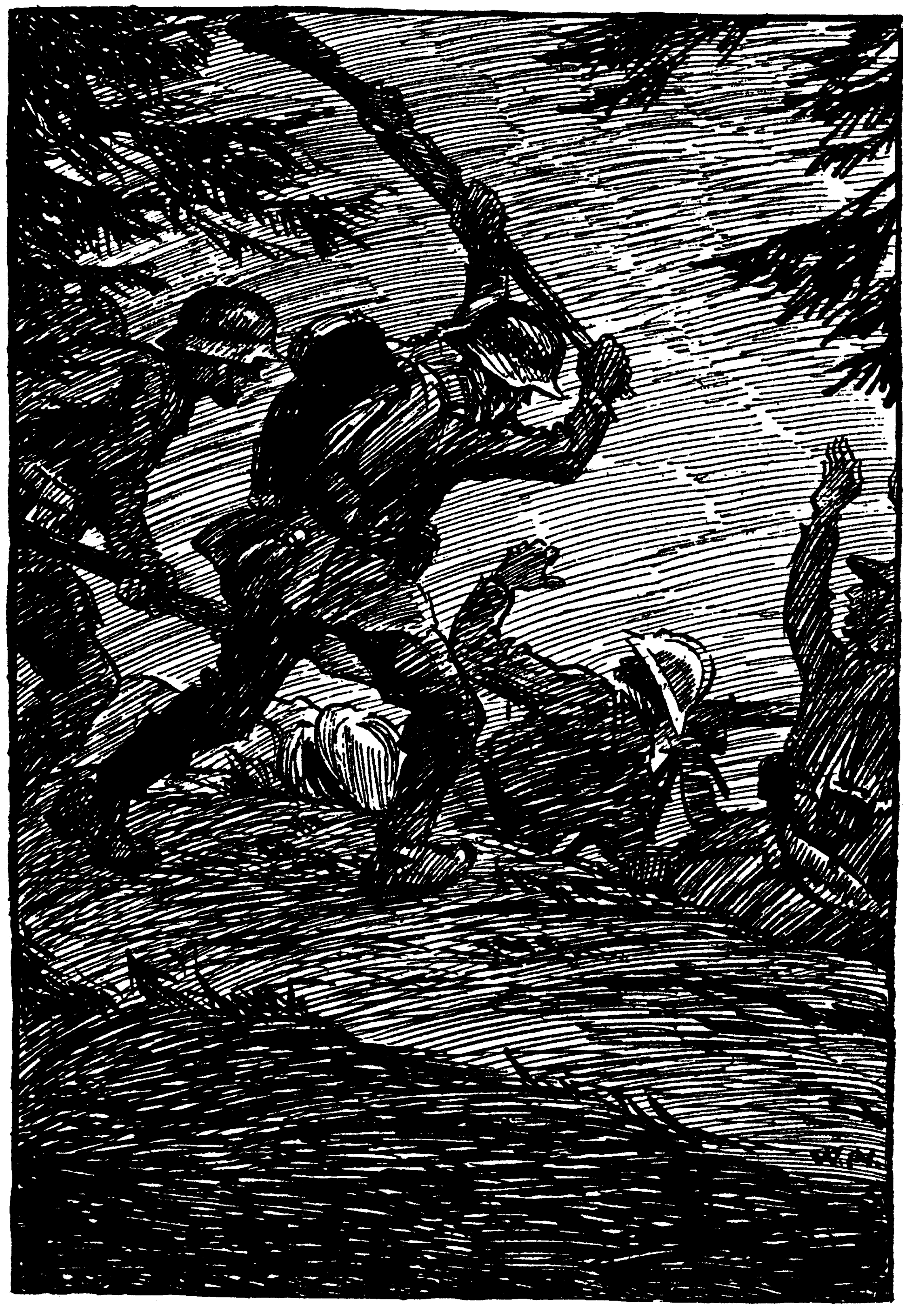
„Maxel," sagt der Xaver leise, „wenn mer dene jetzt das Gewehr nehme... i glaub', die schieße den Unsere in die Flanke! Do drieb'n bei uns werdens Verluste ham!"

„Ja, du den links... i den rechts... un' den dritten... na, mir wer'n schaugn!"

Den Affen haben sie längst neben sich hingelegt gehabt. Das Gewehr umgedreht, sind sie mit einem einzigen Satz hinter den drei Franzosen und schlagen die Kolben zweien an den Kopf. Der dritte hebt die Hände und bettelt: „Cam'rade! Pardon!"

„Da legst di na!" sagt der Maxel zu ihm und reißt ihm das Seitengewehr weg.

Der Xaver hat das Maschinengewehr schon ein wenig nach rechts gedreht und fängt an, in den Grund hinein zu schießen.



Da stockt der feindliche Anlauf. Im Tale fallen sie um wie Halme unterm Sensenschlag. —

Im Talgrund wenden sie sich plötzlich zur Flucht.

Von der Höhe links drüben erschallt es: Hurra! Hurra! Hurra! Deutsche Soldaten stürzen sich auf die Wankenden den Hang hinab.

Die beiden stellen das Schießen ein.

Xaver sagt: „Jetzt möcht' i doch au wissen, wo mir eigentlich san?“

Da antwortet eine tiefe Stimme hinter ihnen: „In der Riegelstellung, meine Herren Urlauber!“

Der Hauptmann!

Der Kompagnieführer reicht ihnen die Hand: „Brav gemacht, sehr brav. Das Eiserne Kreuz ist Ihnen beiden sicher!“

Dann trollen sie ihm nach.

In der Riegelstellung ... in der Riegelstellung ... die hätten mer eigentlich kennen sollen ... denkt der Max, aber er schweigt.

Die letzte Schlacht.

September 1918; unaufhörlich schwemmt Regen über die Allemantschlucht, den Hexenwald, über die Vauxaillonschlucht und die Hügelwelle, die der Chemin des Dames gleich einer spitzen Zunge nordwärts bis Pinon streckt.

Die Granattrichter der deutschen Stellung kleben wie Schwalbennester am Abhang und sind so klitschig, daß die Sachsen sich kaum darin zu halten vermögen. Zerrissenes Vorgelände, vom Feind aufgeworfene Erdbuckel und zer-

beulte Grabenschanzungen, Drahtgeflecht und als schlimmstes aller Übel eine nach links offene Flanke machen jeden Augenblick zur Qual. Seit Anfang September ist es den Franzosen gelungen, in die Allemantschlucht einzudringen und die Hügelwelle zu besetzen. Seitdem fegt ein Eisenorkan Tag und Nacht über die Schluchttiefe, durch die alle Zufuhr gebracht werden muß; die alle Essenträger, Meldegänger, Telefonisten, Munitionsträger und der Nachschub zu durchlaufen haben. Seit Tagen hängt auch der Himmel tief mit schwerem Gewölk. Die Granattrichter sind voller Wasser, das die Erde lehmig gemengt hat. Wasser durchtränkt Uniformen und Zeltplanen, Wasser steht in den Stiefeln der Leute. Wer versinkt, vermag sich kaum mehr aus dem Schlamm herauszuwühlen.

In einem fort meckern französische Maschinengewehre; in einem fort krachen Handgranaten. Plötzlich wächst das Feuer der Artillerie zum Orkan und stampft mit schweren Eisenstiefeln die sächsischen Stellungen ab. Patrouillen geraten aneinander und verbeißen sich.

In der Frühe des 20. September fängt die französische Artillerie zu trommeln an; je weiter der Tag vorrückt, desto wahnwitziger jagen sich die Geschosse. Die ganze deutsche Stellung dampft unter den Einschlägen. Gegen acht Uhr morgens setzt der Franzose zum Sturm aus dem Vauxaillontal an. In dichten blaugrauen Wellen schäumt es daher. Hörner klingen wie zur Jagd. Im Trichtergelände der Sachsen rührt sich nichts. Näher, immer näher stürmen die blaugrauen Linien. Da, mit einem einzigen Schlag rattern deutsche Maschinengewehre los und kämmen die erste Linie weg, fliegen Handgranaten aus den Schlammtrichtern, und plötzlich

hebt ein Zischen, Stäuben, Gurgeln und Krachen an, das Sperrfeuer der deutschen Artillerie setzt ein.

Was sich aus dem Knäuel zusammenbrechender Menschen retten kann, stürzt in wahnsinniger Angst davon. Das hatten die Franzosen nicht vermutet. Sie glaubten schon, bis Berlin vorstoßen zu können. Nun war es anders gekommen. Bis nachmittags drei Uhr verhielt sich der Franzmann still. Sanitäter kriechen im Kampfgelände herum, französische und deutsche und tragen weg, was noch Leben zeigt. Es ist eine blutige Nachlese sterbender Menschen.

Kurz nach drei Uhr aber hebt das französische Feuer von neuem an, gewaltiger noch als am Morgen. Alle Kaliber brechen über die sächsische Stellung los, die schon längst keine ausgebaute Stellung mehr ist. Minenwerfer bellen auf, steilen ihre Geschosse hoch und werfen sie jäh in die Trichter. Wieder bricht die Erde himmelhoch auf, wieder steht dichter Pulverqualm über dem Boden, und nun bläst der Franzmann auch noch Gas ab.

Eine halbe Stunde lang dauert das Schießen an, bricht plötzlich ab und gibt das Gelände den Sturmtruppen frei. Die schieben sich aus dem zerfetzten Viereckswald und aus der Schlucht von Vauxaillon durch den Hexenwald in Sappen und hinter Erddeckungen vor. Flammenwerfer schleudern ihre furchtbaren Fontänen gegen jeden einzelnen des zusammengemähten sächsischen Regiments. Bei der fünften Kompagnie sind nur noch ein paar Mann übrig geblieben. Der Franzose flutet in ihre Stellung wie ein reißender Strom, der das Ufer durchbrochen hat. Soll er sich hier festsetzen können? Dann wird er die ganze sächsische Stellung aufrollen!

Unteroffizier Langmann liegt mit fünf Kameraden unweit

der Durchbruchsstelle in einem Trichter und erkennt die Gefahr.

Unteroffizier Langmann ist seit Anfang des Krieges draußen, viermal verwundet, der Jüngsten einer, noch keine zweiundzwanzig Jahre alt.

Lang kann's nicht mehr dauern, heißt es in der Kompagnie. Entweder wir oder die da drüben: einer wird schon nachgeben. Wir bleiben die alten, bleiben hart! Bis Weihnachten wird Friede sein. Und dann geht's wieder heim, vielleicht. noch einmal in das schöne Leben hinein...

Unteroffizier Langmann durchjagen solche Gedanken im gleichen Augenblick, in dem er die Gefahr erkennt und die Pflicht zu retten, was zu retten ist, in ihm aufsteigt. Hier geht es ums Leben! Um das deine und das von Hunderten deiner Kameraden, Langmann! Ein jedes Leben ist lebenswert! Was geht dich das der anderen an? Rette dich! Es ist doch alles verloren!

Der Unteroffizier Langmann springt auf. In jeder Hand hat er eine Handgranate... die andern springen ihm nach! Wohin? Nach hinten? In sichere Deckung? Nein! Dem Franzmann zu, der gerade ein Maschinengewehr postieren will.

Ein Flammenwerfer sprüht ihnen entgegen. Langmann wirft eine Handgranate. Ein furchtbarer Krach, eine grelle Flamme, dann ein himmelhoher dicker Qualm.

Langmann wirft die zweite Granate in den Qualm hinein, denn dort müssen die Franzosen mit dem Maschinengewehr liegen. Wieder Krachen und Bersten...

Langmann reißt einem Kameraden die Handgranaten aus der Hand und brüllt: „Hol neue!“ Dann stürmt er in das

zischende Brodeln und ist verschwunden. Nur die Handgranaten hören die andern krachen. Sie stehen und warten.

„Her zu mir!“ schreit jetzt Langmann mit greller Stimme.

Und schon sind sie bei ihm und sehen, wie er den Kolben eines französischen Gewehrs, das er gefunden oder jemandem entrissen, ein paar Franzosen gegen die Köpfe haut.

Die Kameraden stehen an seiner Seite und wehren sich wild gegen eine immer mehr wachsende Überzahl graublauer Gestalten. Der Flammenwerfer raucht noch immer und hüllt sie bisweilen in dichtes Dunkel.

Langmann blutet am linken Arm ... Langmann blutet im Gesicht ... Langmann spürt einen heftigen Stich in den Oberschenkel ... aber Langmann schlägt immer noch um sich. Die Kameraden weichen nicht von seiner Seite.

Da packt die Franzosen kaltes Grauen. Sie reißen aus. Langmann stürzt hinterher, ein paar Schritte nur ... dann wendet er sich ebenso plötzlich wieder um, springt zu dem Maschinengewehr, sagt nichts und winkt nur mit den Armen: Her zu mir, das Ding da vorgetragen, so weit es geht und dann rausgepfeffert, was das Zeug hält.

Langmann und seine Kameraden schleppen das feindliche Maschinengewehr auf einen Trichterrand, werfen sich hin und rattern los: ratatatatatat!

Unteroffizier Langmann sagt nichts mehr. Den Finger am Abzugbügel, die Augen starr nach vorn ... so liegt er da. Rock und Hose sind längst durchblutet, über die rechte Backe läuft eine rote Rinne.

Langmann schießt.

Da ändert sich das Bild vor seinen Augen. Die Wiesen im Talgrund sind auf einmal voller Blumen und Blüten,



graublauer Blumen und Blüten. Langmann zerbricht sich den Kopf, wie man solche Blumen wohl nennen mag. Die Sonne leuchtet. Blau ist der Himmel, nur manchmal scheint es irgendwoher aufzublinken und zu flimmern.

Das vermag sich Langmann wiederum nicht zu erklären.

Und dann ist die Sonne plötzlich weg. Eine Hand faßt nach dem Herzen Langmanns. Er fühlt diese kalte Hand und will sie von sich schieben. Doch da wird sein Arm auf einmal so steif und ungelenk ...

Die Kameraden sehen, wie ihr Unteroffizier auf die Seite

fällt. Der Abzugbügel schnappt ein. Das Schießen verstummt.

„Langmann!" schreit einer und beugt sich über ihn.

Langmann lächelt.

Jetzt reißen sie ihm Rock und Hose auf, unterbinden das Bein und den Arm und wickeln Verbände um beide. Der Schuß an der Stirn scheint leicht zu sein. Er blutet schon nicht mehr.

Das Herz schlägt ganz leise.

Da liegen zwei kurze Bretter. Her damit, Arm und Bein notdürftig zu schienen.

Der Franzmann ist vergessen. All ihre Sorge gilt nur dem Kameraden.

Und einer sagt: „Wenn's nur nicht zu spät ist!"

„Halts Maul!" schreit der Gefreite Müller, „wenn er das hört!"

Da schweigen sie alle, nehmen ihn auf und tragen ihn sorglich nach hinten. Tragen ihn über die zerfurchte Erde, an tiefen Trichtern vorbei, in ein kleines zerzaustes Gehölz und stehen eine Weile still, nur um nachzusehen, ob er noch lebt.

Das Herz schlägt. Langmann hat die Augen geschlossen. Sein Gesicht ist fahl und eingefallen. Die Lippen sind fast blau. Einer faßt nach seinen Händen. Auch die sind schon recht kalt.

Wieder nehmen sie ihn auf und tragen ihn weiter in einen Graben hinein, den Graben entlang . . . weiter, weiter, Graben um Graben.

Da sagt einer: „Der Langmann hat heute vielen das Leben gerettet!"

„Der ganzen Kompagnie,“ ergänzt der zweite.

Der Gefreite Müller: „Wenn der Langmann den Franzosen nicht das Maschinengewehr genommen hätte, wäre die Stellung verloren gegangen. Sie schossen uns ja fast in den Rücken.“

Und wenn er's nur mit seinem Leben schafft, denken alle im stillen.

Langmanns Herz schlägt noch. Sie haben abermals danach geschaut.

Im Sanitätsunterstand, den sie nach einer guten halben Stunde erreichen, schlägt Langmann zum ersten Male die Augen auf. Wie er die Kameraden erkennt, geht ein frohes Lächeln über seine welken Züge. Man gibt ihm einen Schluck Schnaps. Dann reichen sie ihm alle die Hände und sagen: „Auf Wiedersehn, Kamerad!“

Langmann wird wieder weitergetragen bis an den Rand eines Waldes. Dort stehen Sanitätsautos. Die nehmen ihn auf. —

Der Franzose hat sich in das Labyrinth seiner Gräben zurück geflüchtet. In den deutschen Stellungen sammelt sich der Rest der Kompagnien. Die Verluste auf beiden Seiten sind groß. Das Feuer schweigt ... Es hört auch auf zu regnen.

Jemand erstattet dem Hauptmann Bericht ... jemand, der bei Unteroffizier Langmann war ...

Langmann — er wird für das Eiserne Kreuz eingegeben werden, und darüber wird er sich freuen!

Langmann wird sich nicht mehr freuen können.

Langmann ist unterwegs eingeschlafen ... eingeschlafen für immer.

Der Tankfritze.

Gefreiter Stöffers hat sich krank gemeldet und kommt ins Revier. „Was fehlt dem Kerl?“ fragt der dicke Stabsarzt gemütlich. Kerls nennt er sie alle, seine Jungens zuhause, seine Soldaten hier draußen. Und das nehmen sie ihm nicht krumm, denn er ist wie ein Vater zu ihnen.

„Also, Stöffers, wo fehlt's?“

Ja, wenn das der Gefreite Stöffers nur selber wüßte. Es zwickt ihn da und zwickt ihn dort, rinnt wie Feuer durch den ganzen Leib und macht ihn schwitzen.

„Na, leg Er sich mal hin!“

Stöffers legt sich auf die Pritsche und läßt sich betupfen. Fragt der Stabsarzt, ob's weh tut, sagt er prompt: „Jawoll, Herr Stabsarzt!“

Endlich hört das Betupfen auf. „Sanitätsunteroffizier ... leg' Er dem Mann ein Essigtuch auf den Kopf, ein Senfpflaster auf den Rücken und heißes Salz auf die Füße!“

Stöffers ist platt!

Kaum ist der Stabsarzt aus dem Revier, da springt er auf.

„Nanu, Stöffers, wohin denn?“ ruft der Sanitäter.

„Mensch, globste vielleicht, daß ich den Schwindel mitmache? Schütt' mir doch noch Pfeffer ins Maul, dann ist der Salat fertig!“ Sagt's und verduftet.

Fritze Stöffers macht wieder Dienst, schleppt dicke Bohlen vom Pionierlager in die Stellung, hilft Unterstände auswerfen und Rahmen einrammen. Arbeit macht gesund! Nach drei Tagen sollte er sich wieder im Revier melden. Fritze

Stöffers, der Tod und Teufel nicht fürchtet und schon seit dem September 1914 das Eiserne zweiter Klasse hat, kriegt's mit der Angst zu tun. Was wird der Stabsarzt sagen? Drei Tage wird er ihn ins Loch werfen!

Doch das Schicksal ist dem Stöffers gnädig. Am zweiten Tage abends heißt's plötzlich: Alarm!

Alles rennt hin und her, sogar die Küchenbullen sind nervös geworden, und das will schon was heißen.

„Es geht nach Arras! Der Engländer soll durchgebrochen sein!"

Kantinengerüchte? Wahrheit?

Die Kompagnie tritt in der Dämmerung des Waldes marschbereit an und rückt ab. Die ganze Nacht hindurch geht es nach hinten, und die Stimmung wächst. Es ist eine wundervolle Augustnacht, lau, träumerisch und still. Da die Kompagnie Mehl gespart hat, gibt's am andern Morgen frische Brötchen. Stöffers marschiert an der Spitze seines Zuges und pfeift vor sich hin. Irgend jemand hinter ihm sagt: „Na, Salatfritze, wie geht dir's?"

Alle lachen, Fritze Stöffers, der jeden Spaß versteht, lacht mit. „So könnt' mir's bis nach Hause gehen!"

Dann singen sie...

Die Vöglein im Walde,
die sangen... sangen so wunder... wunderschön...
in der Heimat... in der Heimat...
da gibt's ein Wiedersehn!...

Parole Heimat! Ja, wenn es erst mal so weit wäre!

Doch die Parole lautet: Arras, und das mit dem englischen Durchbruch ist kein Kantinengeschwätz.

Mit Tanks sollen die Engländer angerückt sein. Die Kompagnie hat bis zum heutigen Tag noch keinen Tank zu Gesicht bekommen. Sie lag in den Vogesen.

Fritze Stöffers, Gefreiter der ersten Kompagnie, weiß von jetzt ab nichts anderes und besseres, als nur noch von Tanks zu erzählen.

Er hat schon Abbildungen von solchen Ungetümen gesehen, die wie ungeheure Raupen daherkriechen und sogar Bäume umlegen, als wären es dünne Holzlatten.

„Amerikanische Erfindung! Ja, was von drüben kommt, ist Sache, Jungens! Aber den Amerikanern wird er's beweisen, der Stöffers Fritze! Handgranaten gegen die Breitseite! Mensch, da sollste mal sehen, wie die Dinger zusammensacken!"

„Deine Handgranaten haben da gar keinen Zweck, Fritze," lacht ihn einer aus.

Aber der kommt schön an: „Was meckerste wieder, altes Kompagnieschaf, du! Wenn du natürlich die Handgranate nur so an die Bordwand klatschst, dann verplemperst du wertvolles deutsches Staatsmaterial! Und mit dem Staate, weeste, is' nich' zu spaßen bei der Materialknappheit! Ran mußte gehn, dichte ran an den Speck und dann in die Sehschlitze neinschmeißen, daß das Luder drinnen krepiert! Da sollste mal sehen, wie die wie die Ratten aus 'm Bau flitzen!" Fritz Stöffers ist rein wie toll auf die ersten Tanks.

Und einer sagt: „Oller Tankfritze!"

Dabei bleibt's.

Im stillen freuen sie sich schon darauf, daß Fritze Stöffers die Beine unter die Arme nimmt, wenn Tanks herankriechen, und irgendwo volle Deckung sucht.

Bis dicht hinter die Arrasfront werden sie mit der Bahn gebracht. Dann geht es zu Fuß bis Achiet-le-Grand in Stellung.

Fritz Stöffers wird Führer eines Kraftwagens, auf den ein Geschütz aufgebaut ist, das eigentlich zur Flakabwehr dient.

Der Flakkraftwagen wird an den Nordausgang von Achiet-le-Grand gestellt.

Nun komme, was kommen mag!

Die englische Artillerie meldet sich zuerst und buddelt die Erde, Äcker und Wiesen vor Achiet-le-Grand um und um. Mit den schwersten Kalibern stampft sie vier lange Stunden hindurch. Die Deutschen haben ihre Stellung etwas zurückgenommen und lassen dem Tommy sein Vergnügen.

Nur Fritze Stöffers bleibt am Dorfausgang und späht nach Tanks aus.

Tanks kommen nicht. Dafür kriecht es weißlich heran: Gasschwaden. Verärgert stülpt sich Fritze Stöffers die Gasmaske vors Gesicht. Daß ihm gerade jetzt jede Sicht verdorben wird!

Auf einmal schreit einer hinter ihm: „Dort drüben an der Straße kommen zwei Tanks!“

Fritze Stöffers ist wie elektrisiert: „Wo denn? Ah so! Na, nur mal ran mit euch Tausendfüßlern vermaledeiten!“

Der Kraftwagen dreht nach rechts herum und wendet den Ungeheuern, die langsam näher fauchen, die Stirnseite zu. Wie das über den Bahndamm hertorkelt... wie das die Büsche umlegt... Fritze Stöffers richtet das Gewehr... 200 Meter noch... jetzt nur noch hundert... Da legt Stöffers los! Schnellfeuer mitten in die eiserne Brust. Der eine

Riese beginnt zu taumeln. Plötzlich springt Rauch und Feuer aus seinem Bauch. Er bleibt stehen.

Der andere, dicht hinter ihm, biegt jetzt zur Seite ein und will vorfahren. Indessen ist Fritze Stöffers mit seinem Wagen dicht vor den ersten Tank gerutscht und empfängt den Tommy Nummero zwei mit schwerem Seitenfeuer. Darauf war der Engländer nicht gefaßt. Die Klapptüren werden aufgestoßen, kein Schuß fällt ... und als nun auch Fritze Stöffers seinerseits das Feuer einstellt, kriechen eine Handvoll Schotten in bunten Röckchen aus dem Bauch des Ungeheuers heraus.

Fritze Stöffers muß laut auflachen. So etwas hat er auch noch nicht gesehen.

Die Schotten gehen mit erhobenen Händen nach hinten ab und grinsen erlöst.

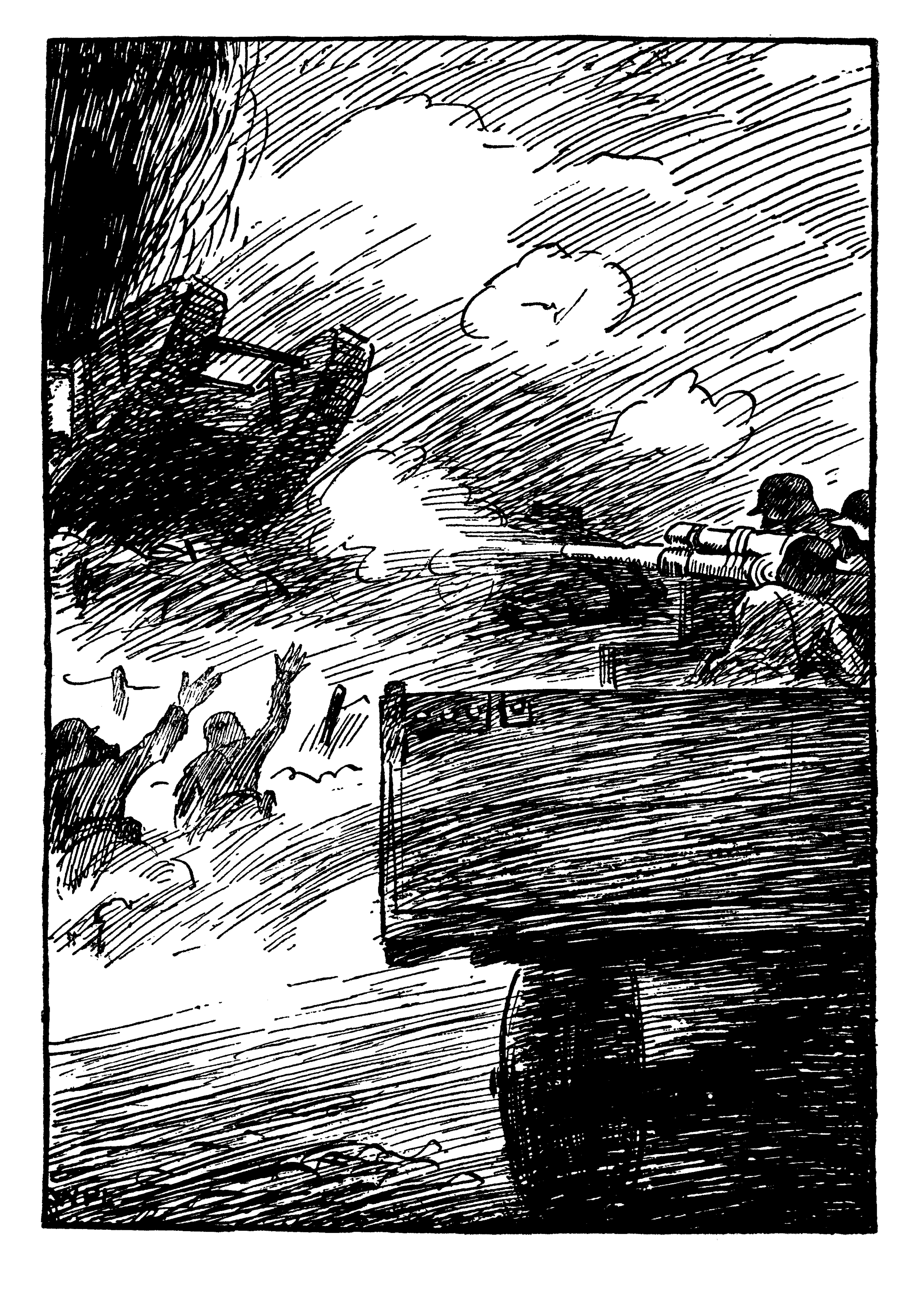
Fritz Stöffers aber wartet auf neue Tanks. Fürs erste wäre das ja leicht gegangen.

Eine ganze langweilige Stunde verstreicht. Nichts geschieht. Da rückt deutsche Infanterie aus dem Dorf heraus zum Angriff vor. Fritze Stöffers erbietet sich, sie zu begleiten und fährt sein Geschütz feuerbereit auf der Straße nach Achiet-le-Petit vor.

Keine vierhundert Meter weiter tauchen im Nebeldunst links der Straße zwei Tanks auf. Sie arbeiten sich durch Drahtgewirr und Verhaue, rennen Baracken zusammen, daß es nur so kracht und splittert. Und in dieses Krachen und Splittern hinein platzen deutsche Handgranaten, bis die Kolosse zerfetzt liegen bleiben.

Diesmal ist Fritze Stöffers nicht zum Schuß gekommen und ärgert sich.

Da rast auf der Straße selbst, nur einhundertundfünfzig



Meter entfernt, aus dem Nebel ein Tank auf Stöffers Flakwagen zu. Im Gebelfer und Bersten der Handgranaten hat man ihn nicht kommen hören. Sekundenlang schlägt Fritze Stöffers Herz in heller Aufregung. Mit seinen Leuten steht er frei auf der Plattform des Geschützwagens, schnurgerade den Mündungen der Maschinengewehre gegenüber.

In diesen Sekunden geschieht ein Wunder: Der Tommy ist ebenso verdutzt! Er schießt nicht.

Da feuert Fritze Stöffers dreimal kurz hintereinander, und der Tank sackt zusammen. Riesenhaft steigt eine Rauchfahne aus ihm gen Himmel.

Die Infanteristen schreien laut auf: Hurra! Hurra! Hurra!

Da: ein zweiter Tank ... ein dritter ... ein vierter ... alle knapp seitwärts der Straße rechts und links. Alle mit einem Ziel: Flakwagen Stöffers.

Maschinengewehrfeuer peitscht über die Bedienung, die sich platt an die Wagensohle drückt und nur, Herzschläge lang, das Rohr läd und abzieht ...

Herzschläge lang — aber dabei bleibt der und jener liegen mit zerschossener Hand, mit Kinnschuß, und Fritze Stöffers muß sich allein weiterhelfen.

Die Infanteristen werfen ihre Handgranaten in toller Hast gegen die Leiber der englischen Tanks, springen dicht an die Ungeheuer und stecken die entsicherten Kapseln mit raschem Griff in die Sehschlitze.

Dazu feuert Fritze Stöffers.

Ein Tank nach dem andern geht in Feuer und Rauch auf. Einer nach dem andern schwelt aus, bleibt ein furchtbares Eisengerippe ohne Tücke, ohne Tod, ein lächerlicher Eisenhaufen, in dem verkohlte Menschenkörper liegen.

Einer der Infanteristen sagt plötzlich: „Wo ist denn unser Tankfritze? Der schießt ja gar nicht mehr!“

Im Nu sind sie aus den Feldern nach der Straße gelaufen. Dort steht der Flakwagen ... dort ...

Sie schweigen. Über sein Geschütz gebeugt, lehnt Fritze Stöffers da ... und scheint zu schlafen.

Er schläft auch wirklich — seinen besten Schlaf, aus dem er nicht mehr auf der Straße nach Achiet-le-Petit aufwachen wird.

Vater Schwämmle.

In der mächtigen Halle der Kathedrale in Laon singt ein deutscher Kriegsmännerchor. Tausend feldgraue Menschen, die gestern abend aus irgendwelchen Frontabschnitten in der hochgebauten Stadt vor dem Damenweg eingetroffen sind, stehen andächtig in den Bankreihen, haben die harten Hände gefaltet und lassen ihren Tränen freien Lauf.

„All' mein' Gedanken, die ich hab',
die sind bei dir.
Du auserwählter einziger Trost
bleib' stets bei mir!
Du, du sollst an mich gedenken;
hätt' ich aller Wünsche Gewalt,
von dir wollt' ich nicht wanken ...“

Das bricht sich rauschend im weitgeschwungenen Raum, durch dessen hohe, bemalte Fenster Maiensonne strahlt.

Mai 1918 ... wieder einmal Mai in all den Kriegsjahren, vielleicht endlich der letzte Mai an der Front.

Draußen neigen sich Frühlingsstandarten, blühen Bäume und Büsche weiß, rot und gelb; draußen hangauf und hangab auf fremder französischer Erde wie daheim im Schwarzwald.

Wie ... daheim ... im Schwarzwald ... denkt auch Vater Schwämmle; und seine Gedanken sind bei Weib und Kind. Seine Gedanken fassen die kleine Bauernstube. Seine Hände streicheln das Holz der Kirchenbank, als wäre es ein Stück des fernen Tisches, auf dem die Bibel der Väter aufgeschlagen liegt.

„All' mein' Gedanken sind bei dir ..."

Nach dem Gottesdienst schäumt die feldgraue Menschenwoge in die stillen, sonnigen Gassen der Stadt. Heute noch ist Ruhetag, und morgen?

Morgen wird man irgendwo da vorn auf den blauen Höhen, die man von der Steinbrüstung aus sehen kann, zum Sturm ansetzen, um die Entscheidung zu erzwingen.

Vorn regen sich abertausend Hände seit Nächten. Vorn werden in die eigenen Drahtverhaue Gassen geschnitten, über verlassene Grabenreste Laufbrücken gelegt und getarnt. Vorn sind viertausend Geschütze auf engem Kampfraum in Stellung gebracht und riesenhafte Munitionsstapel aufgeschichtet worden.

Der Gegner hat nichts gemerkt. Wurde ihm die Stille zu unheimlich, dann ließ er wohl weiße Leuchtkugeln in den sternenhellen Maihimmel steigen, um weithin beobachten zu können. Dann ratterten wohl auch seine Maschinengewehre plötzlich da und dort schreckhaft los. Doch nichts geschah. Selbst die gegenseitigen Erkundungen schienen eingeschlafen zu sein.

Da, um Mitternacht des 27. Mai brüllt das deutsche Artilleriefeuer heißhungrig auf. Gas wird auf die feindlichen Batterien geworfen, die, eine nach der andern verstummen. Sprenggranaten zerreißen die gegnerischen Gräben auf dem Höhengrat, Minen zerfetzen weithin die Nordfläche des Damenweges.

Unaufhörlich, in ununterbrochener Reihe fahren im Dunkel der Nacht von Laon her Lastautos mit Kampftruppen. Im Dämmerlicht des frühen Tages streicht die deutsche Feuerwalze, die bis dahin im Grunde des Ailettebaches gelegen hat, gegen den Nordhang des Damenweges vor. Infanterie folgt ihr Schritt um Schritt, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Die Stoßtrupps der siebten deutschen Armee, Württemberger und Badener, dringen über den Ailette-Kanal vor, hangauf. Von dort meckern noch französische Maschinengewehre; doch schon sind sie ausgelöscht.

Das deutsche Geschützfeuer hat sie erreicht.

Pioniere schlagen behelfsmäßige Brücken für die deutsche Artillerie über den Kanal, und schon rasen die Geschütze drüber hin, werden in freiem Gelände in Stellung gebracht und preschen Schuß um Schuß hinter dem weichenden Gegner her. Das dauert keine halbe Stunde. Im Nu sitzen die eisernen Kolosse wieder an den Protzen, und abermals beginnt die tolle Hast über das zerbleckte Gelände. Zweimal sechzig Minuten nach dem Angriffsbeginn stehen sie schon am Rande des Damenweges und feuern mit direktem Schuß in die sich verballenden Haufen der Franzosen und Engländer.

Vater Schwämmle ist mit seinem Zug zehn Minuten vor

fünf Uhr morgens aus der deutschen Stellung geklettert, ins Tal des Ailettebaches mit wilden Sätzen wie ein Junger gesprungen, über alle Hindernisse hinweg, dann und wann aufschreiend, als müsse die seit Jahren aufgespeicherte Sehnsucht, endlich zum letzten Sturm schreiten zu können, aus ihm hinaus! Kaum vermögen ihm die Leute seines Stoßtrupps zu folgen. Geradezu verrückt kommt ihnen das vor. Über den Kanal hinüber, dicht hinter den Rauchfahnen der Einschläge, nun den Hang hinauf, wo die Maschinengewehre belfern!

Vater Schwämmle achtet keiner Gefahr! Wozu denn auch? Es ist ja das letzte Mal — das letzte Mal ... und da wird's ihn nicht gleich treffen. Wie der Franzmann ausreißt! Wie er die Hände hochwirft und „Pardon" schreit! Habt recht — macht Schluß, ihr! Dann haben wir alle Frieden. Warum habt ihr eigentlich diesen Krieg angefangen, ihr Schangels, ihr verrückten? Jetzt bekommt ihr den letzten Denkzettel dafür! Ab nach hinten, basta!

Bisweilen denkt das der Vater Schwämmle nicht etwa bei sich — nein: er lacht es den Franzosen ins Gesicht, und dann fangen ihre verstörten Mienen an, sich aufzuhellen. Die Blauröcke stolpern an Vater Schwämmle vorbei und lachen ihn wieder an.

Auf dem Hang oben muß sich der Vater Schwämmle ein wenig verpusten. Gott, er hat fünfzig Jahre auf dem Buckel. Da ist man trotz aller Rüstigkeit nicht mehr daran gewöhnt, bergauf und ab wie ein Geißbock zu springen. Die Jungen, die er führt, sind ihm dankbar. Können sie doch ein wenig Umschau halten in den zerschossenen Grabenresten und Unterständen. Dabei bringen sie allerlei zutage: Schokolade, weißes

Brot, Kekspackungen und auch ein paar Feldflaschen mit süffigem Rotwein. Das wird rasch verteilt. Dann geht's weiter, dem Schangel nach.

Am Höhenrand hält der Vater Schwämmle abermals an



und zeigt in die Tiefe. Das ist das Tal der Aisne. Schaut doch! Schaut doch, wie die Blauröcke die „Beine unter die Arme" genommen haben! Und dort haut ihre Artillerie ab! Ne, ne, mein Junge: die möchte bloß abhauen, aber unsere Artillerie verdirbt ihr den Spaß!

Die deutschen Geschütze ziehen eben einen dicken eisernen Vorhang hinter den französischen Batterien auf, einen Vorhang, der dunkel steht und aus sich heraus unaufhörlich einen Eisenhagel schüttet. Da lassen die französischen Kanoniere

ihre Geschütze stehen und laufen den deutschen Sturmtruppen mit erhobenen Händen entgegen.

Ja, und was ist denn das da drüben? Reserven, die aus Bailly und Pontavert vorstoßen? Sind sie denn verrückt geworden? Werfen sich in dicken Ballen in die außer Rand und Band geratene Front?

Ehe Vater Schwämmle und sein Stoßtrupp solche Gedanken recht verdaut haben, schlägt deutsches Geschützfeuer in die blaugrauen Haufen, dringen deutsche Sturmtruppen über die Aisne und fassen die beiden Dörfer von der Flanke.

Vater Schwämmle stürzt sich den Hang hinunter, stürmt an feindlichen Protzen, Mannschaften, Pferden, Munitionswagen und Geschützen vorbei und beginnt, den Berg hinaufzusteigen — einen der Berge, die sich zwischen Aisne und Vesle drängen.

Das Höllenkonzert der eigenen Artillerie will ihm die Trommelfelle zerreißen. So war das bisher in all den Kriegsjahren doch noch nie gewesen. Oft kommt solch eine Batterie mitten durch die deutschen Sturmkolonnen gerast, hält im tollsten Schwung an und beginnt zu schießen, um gleich darauf wieder weiter zu rasen.

Mittag ist längst vorüber. Immer noch geht es vorwärts. Eine große Stadt taucht zur Linken aus der Tiefe auf. Das muß Soissons sein. So weit ist man schon, so weit hinter der französischen Stellung — und jetzt bleibt Vater Schwämmle abermals stehen und hält mit beiden Armen seine Leute zurück. Da, seht doch! Seht doch nur!

Weite, saatgrüne Felder dehnen sich, unangetastet vom Krieg. Obstbäume blühen in endlosen Zeilen, schmucke Dörfer hocken in den Gründen.

Wie daheim im Schwarzwald! Vater Schwämmle hat ein Stück vom Frieden gesehen.

Die deutschen Soldaten setzen sich am Waldrand nieder, setzen sich um ihren alten Führer herum und blicken staunend, mit glänzenden Augen in die Ferne.

Dann schreiten sie still und langsam hinunter, auf eine breite, weiß schimmernde Straße zu, hinein in den Strom ziehenden deutschen Kriegsvolkes.

„All' mein' Gedanken sind bei dir," klingt es in Vater Schwämmles Brust.

Es wird Abend, wird Nacht.

Vater Schwämmle muß mit den Seinen zur Sammelstelle des Sturmbataillons, die auf seiner Karte angegeben ist. Das Dorf dort drüben wird es sein.

Sie marschieren drauf zu, sind plötzlich zwischen frischgestrichenen grünen Staketen, mitten zwischen einer blühenden Maienwelt. Die Dorfstraßen sind voller deutscher Infanterie. Quartiere werden angegeben.

Scheu stehen die Bewohner des kleinen lieblichen Ortes unter den Türen ihrer Häuser und können noch immer nicht begreifen, wie dieser Schicksalsschlag über sie gekommen ist.

Gestern noch tiefster Friede, gestern noch war die Front weit weg. Gestern noch zogen die eigenen Soldaten singend durch die Straßen, und man hatte ihnen zugerufen: „Machts gut! Macht Schluß! Jagt die Boches über den Rhein." Die Mädels waren den Soldaten an den Hals gesprungen und hatten sie abgeküßt. Und heute?

Deutsche, wilde feldgraue, bärtige Männer treten in ihre Stuben, werfen ihren Pack ab, bitten um Wasser, trinken und geben den Becher freundlich nickend zurück: „Merci,

Madame... merci Monsieur!" Wie eigenartig das klingt. Man muß lächeln. Ja, sie lächeln sich an.

Auch Monsieur Prevost lächelt dem Vater Schwämmle ins Gesicht, denn der Vater Schwämmle ist zu ihm ins Quartier gekommen und soll sich nun durchaus in eines der blitzsauberen, weiß überzogenen Betten legen für die Nacht! Das aber mag er nicht. Mit den Leuten sich zu verständigen, ist eine Teufelskunst. Auf der alten Dorfschule im Schwarzwald hat man das nicht gelernt. Da müssen die Hände herhalten, die für den Mund reden sollen.

Im Hof sei doch sicher eine Scheuer — sagen die Hände und ziehen den Monsieur Prevost ins Freie. Natürlich, da steht sie ja, die Scheuer! Schmuck! Fein! Die meine ist auch so. Na, und Stroh hast du ja auch drin, Monsieur. Da hau ich mich rin, verstandewu?

Natürlich hat Monsieur Prevost verstanden und ruft nach Jeanette, der ältesten Tochter.

So eine hab ich auch zuhause, sagt Vater Schwämmle mit den Händen, den Augen und lachendem Munde.

Nach einer Weile haben Monsieur Prevost und Jeanette auch das verstanden. Hier reden Herzen miteinander...

„All' mein' Gedanken sind bei dir..."

Vater Schwämmle wäscht sich unterm Hofbrunnen. Vater Schwämmle tritt sauber in die kleine Bauernstube ein und sagt laut: „Grüß Gott!" Dann muß er lachen. Was er doch für ein komischer Kauz ist, redet mit den Franzosen deutsch und wird sich dessen immer erst hinterher bewußt. Na ja! Schwer nach Bauerart hockt er sich an den groben, weißen Tisch. Seine Hand streicht leise über die Kante hin. Es wird doch keiner sehen? —

Monsieur Prevost sieht alles ... sieht dem Vater Schwämmle ins Gesicht und sagt —

Na, was mag er wohl gesagt haben, Vater Schwämmle? Ob du auch Bauer bist? Ob du auch einen solchen Hof dein eigen nennst? Ob du Weib und Kind hast?

Natürlich hat das Monsieur Prevost alles gefragt, und Vater Schwämmle gibt rechten Bescheid.

Der Krieg scheint fern zu sein. Draußen ist Maiennacht, draußen blitzen die Sterne.

Nach dem Essen geht Vater Schwämmle noch ein wenig ins Freie. Fürwahr es ist Frieden. Kein Geschütz bellt. Keine Leuchtrakete steigt auf. Es gibt auch keine Schützengräben mehr. Vielleicht sind schon Unterhändler unterwegs, die die Friedensakte unterschreiben wollen.

Vater Schwämmle merkt, daß Monsieur Prevost neben ihm steht, greift in die Tasche und bietet ihm Tabak für seine kurze Pipe an. Prevost nickt freundlich und stopft sich seinen Kloben. Dann fragt er den Vater Schwämmle etwas, einen ganzen langen Satz legt er ihm vor. Doch Vater Schwämmle hat nur ein einziges Wort verstanden: enfants! Was das ist das weiß er seit einer Stunde, denn da wurden ihm in der Stube die „enfants" vorgestellt, der Paul und der Pierre. Die Jeanette hat er ja schon auf dem Hofe kennen gelernt. Also: enfants, das heißt „Kinder". So will Monsieur Prevost wahrscheinlich wissen, wieviel Kinder er habe. „Sofort," sagt Vater Schwämmle, zieht eine alte Brieftasche aus dem Rock und nimmt eine Photographie heraus. „Da, sieh französischer Monsieur, das ist meine Alma, das meine Marie und das da ist mein Bub, der Paule!" Und zugleich reckt der Vater Schwämmle drei Finger hoch ...

„Trois," sagt der Monsieur.

„Ja," antwortet Vater Schwämmle.

Mitten in der Nacht richtet sich der Vater Schwämmle plötzlich von seinem Strohlager hoch. Ist wieder Krieg? Nach so kurzer Pause schon wieder Krieg? Er reibt sich die Augen. Wahrhaftig: Artilleriefeuer. Und das haut doch in einem fort in dieses stille Dorf hinein!

Sind denn die Franzosen übergeschnappt, daß sie auf ihre eigenen Landsleute schießen, auf Frauen und Kinder... auf Wehrlose?

Im Nu ist Vater Schwämmle drunten vor der Scheuer im Freien. Dort raucht es schon, dort brennt ein Haus! Menschen schreien . . . deutsche Soldaten rennen über die Straße.

Schon will Vater Schwämmle nach, da rauscht es schauerlich heulend über ihn weg und schlägt mit kreischendem Krach in das Wohnhaus des Monsieur Prevost — seines Monsieur!

Der Luftdruck wirft den Vater Schwämmle an die Scheunenwand. Splitter schlagen klirrend neben ihn hin. Er rafft sich auf und stürzt nach dem Haus, aus dessen Gebälk helle Flammen schlagen: „Brandgranaten schießt die Bande," schreit Vater Schwämmle, „Brandgranaten ins eigene Nest!"

Tief ist das zweistöckige Haus aufgerissen, die vordere Mauer stürzt in sich zusammen, für Minuten ist alles ein stickiger Schutthaufen.

Im Nu ist Vater Schwämmle an der Türe, die Stand gehalten hat. Er will sie aufreißen. Sie gibt nicht nach. Er schreit! Es antwortet niemand . . .

Zurück in die Scheuer, zurück, um das Seitengewehr zu holen. Da drinnen in dem brennenden Hause sind Menschen, ist ein Vater mit seinen drei Kindern.

Unaufhörlich heulen französische Granaten. Die Nacht ist in ein einziges Trommelfeuer gesunken.

Warum nur die Menschen nicht antworten, denkt Vater Schwämmle und bricht mit dem Seitengewehr die leichte Türe



auf. Im Gang ist es dunkel: „He, Monsieur, wo seid ihr denn? Antwortet doch!“

Ja so: das versteht doch niemand! Also dann nur geschrien: „Monsieur! — Monsieur! Monsieur!“

Mit einemmale durchblitzt es den Vater Schwämmle: entweder sind alle tot oder im Keller drunten.

Im Keller? Der ist verschüttet.

Vater Schwämmle stürzt auf die Straße. Das Gebälk des Hauses bricht über ihm zusammen, krachend, splitternd. Er achtet nicht darauf. Ans Löschen ist jetzt nicht zu denken. Kameraden muß er holen, den Keller frei zu machen. Da sind schon welche: „He, kommt!“ Zu viert wird geschaufelt, gebuddelt, beiseitegeräumt. Doch die Mauern brechen nach, der Schutthaufen wächst, anstatt daß er kleiner wird. Noch mehr Soldaten kommen hinzu. Einige beginnen, den Brand zu löschen.

Unterm Arbeiten und Schaufeln hört Vater Schwämmle, daß nur zwei Häuser in Brand geschossen wurden. Der Franzose schieße zu weit, alles ginge in die Äcker!

Wenn das meine Äcker wären, denkt Vater Schwämmle, denen würd' ich's besorgen!

Nun wird der Eingang doch freier. Die Hoftüre hat man aus den Angeln gehoben und gegen eine angeschossene Zimmerwand gestemmt, damit sie nicht vollends einfalle und den Eingang zum Keller abermals verschütte.

Die Luke ist frei. Vater Schwämmle hebt sie auf . . . Drunten ist Nacht: „He, holla! Monsieur?“

Nochmal: „He, holla, Monsieur?“

Keine Antwort. Vater Schwämmle steigt die Stufen hinunter. Da bricht die Wand donnernd über ihm zusammen. Das ganze Haus ist ein einziger Schutthaufen . . .

Vater Schwämmle hört nur das furchtbare Krachen und

fühlt, wie er von einer Hand nach unten gerissen wird. Dann ist es Nacht um ihn.

„Monsieur Prevost," sagt er laut und hält die Hand fest.

„Monsieur Allemand," antwortet der Franzose. Kinder weinen. Die Luft ist unerträglich. Wie lange noch, und man wird hier elend ersticken!

Der Franzose redet auf Vater Schwämmle ein, steht dicht vor ihm und krampft seine Finger in den feldgrauen Rock.

Vater Schwämmle versteht kein Wort und weiß doch, daß das alles heißt: „Hilf uns, hilf uns, hilf den Kindern, deutscher Soldat!"

Vater Schwämmle kramt seinen ganzen französischen Wortschatz zusammen und sagt: „Nix fürchten, Monsieur, alles kaput, aber bon Kamerade da oben, bon Kamerade!"

Lieber würde er allerdings sagen: „Habt ihr denn keine Kerze mit heruntergebracht . . . oder: wie sieht denn der Laden hier aus? Wo sind Kellerfenster, gibt es noch eine Türe . . ." Aber dazu reicht eben sein Französisch nicht.

Vater Schwämmle tappt zunächst im Dunkeln an der Wand entlang weiter und stößt auf die Kinder, die sich eng zusammenducken, als fürchteten sie sich vor ihm.

„Nix Furcht haben," sagt Vater Schwämmle und fährt dem Mädchen übers dunkle Haar. Da ward es Jeanette leichter und mit einemmale heitern sich auch die Mienen von Monsieur Prevost und seinen beiden Jungen auf.

Ist ein Lichtstrahl in den dunklen Keller gefallen? — Es tastet nur ein deutscher Soldat, ein Vater, die Wände ab — nichts weiter? Doch: Vater Schwämmle ist dem Mädel übers Haar gefahren. Der Keller hat kein Fenster. Solch eine Schweinerei gibts natürlich auch nur in Frankreich. Man

sollte die Kerle erst mal Keller bauen lehren! Na, dann also zurück zur verschütteten Treppe und zugefaßt Monsieur!

Vater Schwämmle zieht den Franzosen zum Schutthaufen und redet wieder mit den Händen: da faß zu, Freunderl! Von allein läuft der Dreck hier nicht fort!

Monsieur Prevost versteht und beginnt, mit den Händen Gestein und Schutt nach hinten zu werfen.

Vater Schwämmle genügt das nicht. Er holt sich die beiden Söhne aus der Ecke und heißt sie, auch mit zuzugreifen.

Jeanette sagt: „Bon père!“

Vater Schwämmle sieht von der Arbeit auf und streicht ihr wieder übers Haar.

Dabei geht ihm eine Melodie durch den Kopf, und Worte stellen sich ein: „All' mein' Gedanken sind bei dir!“

Vater Schwämmle denkt beim Buddeln an Zuhause...

Unaufhörlich ziehen die beiden Männer schweißtriefend Balken und Gestein aus dem zugeschütteten Eingang und werfen alles hinter sich. Unaufhörlich stapeln die Kinder des Monsieur Prevost den Schutt in die Ecken. Da sinkt Prevost zusammen. Er kann nicht mehr. Sein Atem geht fauchend. Vater Schwämmle kniet neben ihn nieder und reißt ihm das Hemd am Halse auf. Wenn man jetzt Wasser hätte! Das Mädchen beginnt zu weinen. Vater Schwämmle möchte Jeanette beruhigen, doch womit denn, wenn man einander nicht versteht? Da streichelt er milde über ihr Haar.

Wieder buddelt er mit aller Anstrengung weiter und fühlt, wie er selbst matter und matter wird. Nur nicht auch umfallen und nicht weiter können!

Die Kameraden sind sicherlich an der Arbeit oben!

Die Kameraden! Herrgott, wenn sie alle im zusammen-



gebrochenen Hause lägen, keiner mehr am Leben, auch keiner, der Hilfe geholt hätte! Einen Augenblick muß Vater Schwämmle Halt machen. Der Gedanke war zu furchtbar. Doch einen Augenblick nur, dann überkommt ihn ein Rasen: raus muß er hier! Raus muß er auch die andern bringen, den Vater und die Kinder!

Und wieder muß Vater Schwämmle eine Pause machen. Es geht nicht mehr. Die Kinder haben schon längst aufgehört. Der Haufen, den Vater Schwämmle hinter sich aufgerichtet hat, ist fast mannshoch und trennt ihn von den vier Menschen. Monsieur Prevost ist wieder bei Sinnen und redet in einem fort auf die Kinder ein.

Die Kameraden . . . denkt Vater Schwämmle. Es ist seine einzige Hoffnung.

Schweigen — tiefes Schweigen wie in einem Grab.

Vater Schwämmle horcht mit aller Anstrengung, ob nicht irgendwoher das Knirschen einer Spitzhacke, das Schürfen einer Schaufel klinge. Nichts! Und doch etwas! Der Franzmann schießt wieder. Die Erde zittert unter den Einschlägen, schwankt — und mit einemmale ist es, als flögen die Wände des Kellers auseinander. Vier Menschen schreien entsetzlich auf: Prevost und seine Kinder . . .

Eine Mauer wankt und stürzt.

Einen Augenblick lang schlägt Vater Schwämmle die Arme vor beide Augen . . . im nächsten aber reißt er sie wieder weg und brüllt . . . brüllt wie ein Besessener.

In den Keller scheint das erste Licht des Tages.

Eine Granate, die dicht neben das Gemäuer schlug, hat ein großes rundes Loch hineingerissen.

Vater Schwämmle kriecht über den Schutt, kriecht zu dem Loch hin und zieht die frische Luft in vollen Zügen in sich. Dann aber packt er die Kinder und schiebt sie hinaus, Monsieur Prevost hinterdrein. Dann erst zwängt er sich selbst durch die Öffnung. Stille . . . weithin Stille . . . Kein Mensch! Kein Granatheulen mehr. Fünf Menschen stehen da und falten die Hände.

Der letzte Schuß hatte sie befreit. Gottes Hand griff in ihre Not. Und wie Vater Schwämmle wieder über das Haar der kleinen Jeanette streicht, wirft sie sich plötzlich an seinen Hals und sagt: „Bon père allemand!“ Guter deutscher Vater!

In Vater Schwämmle aber klingt und singt es: „All' mein' Gedanken sind bei dir . . .“
